# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus- bezahlung | 13 M. 50 ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 7 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 4 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 1 M. 50 ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . | — M. 6 ₰ |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus- bezahlung | 16 M. — ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 9 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 5 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 2 M. — ₰ |
| Tagweise für einen Band | . . . . . | — M. 10 ₰ |

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).**

**16 Maximiliansplatz 16.**

# Heinrich Farel.

Zweiter Band.

# Heinrich Farel.

## Ein elsässischer Roman

von

**L. Spach.**

Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig.

Zweiter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

# Zweiter Teil.

## I.

Es war gegen Ende Juni des Jahres 1815, als Heinrich Farel während einer schönen Sommernacht als Anführer einer den Truppen des Generals Rapp zugewiesenen Freiwilligenstreifschar in der Nähe von Straßburg auf Vorposten lag. Nach der Schlacht von Waterloo hatte sich die französische Rheinarmee auf diese Festung zurückgezogen und, mit dem Rücken gegen sie gelehnt, bei den Dörfern Mundolsheim, Suffelweiersheim und Hönheim auf ansteigendem Boden gegen den nachdringenden Feind Stellung genommen. Sowohl der Wunsch, das durch ihn auf den Weg des Wiederemporblühens gebrachte, augenblicklich durch die Kriegswirren zum Stillstand verurteilte und bedrohte Unternehmen in Liebershofen zu schützen, wie die alte Begeisterung für Napoleon, den dessen letztes Mißgeschick

in seinen Augen nun auch noch ergreifend verklärte, hatten Farel allen frühern Bedenken entgegen, dem Beispiele der Allgemeinheit folgend, die Waffen ergreifen lassen.

In seiner Eigenart, alle Dinge mehr mit tiefer Herzensneigung als kalter Berechnung zu erfassen, hatte er nach dem heftigen Gefecht des vorhergegangenen Tages sich diese ausgesetzte Stellung in nächster Nähe der österreichischen Vorposten erbeten und schaute nun, am Wachtfeuer sitzend, dessen Rauch langsam über das von Menschen- und Pferdeleichen bedeckte Feld zog, schwermütig in die Ferne, während sein Ohr aufmerksam jedem Laut folgte, der da und dort die Stille der klaren Nacht unterbrach. Der verderbliche Schlag, den seine rastlosen Bemühungen zur Ausgleichung der traurigen Ereignisse in Liebershofen durch den Wiederausbruch des Krieges empfangen hatten, lastete mit ebenso schwerer Sorge auf ihm, wie die ungewisse Zukunft Frankreichs, dem er nun doch vorerst mit all seinen Daseinsbedingungen angehörte.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch einen anfangs mattern, bald aber hoch aufsteigenden Feuerschein erregt, dem kurz darauf nicht weit davon entfernt ein zweiter folgte. Man erkannte deutlich,

daß es die Dörfer waren, um welche am Tage der Kampf gewütet hatte und die nun, wahrscheinlich bei Gelegenheit der Plünderung, in Flammen aufgingen. Aus Hönheim kamen Einwohner und andere Freischärler herbei, um das grausige Schauspiel näher zu betrachten, das vielleicht am nächsten Tage den eigenen Behausungen drohte.

Auf einmal fühlte Farel seine Schulter berührt.

„Was, hier finde ich Sie?“ sagte ein den Waffenrock der Nationalgarde tragender Offizier zu ihm, in welchem er sofort den Neffen Wangenheims erkannte. „Wer hätte vor vier Jahren, als wir nahe daran waren, einander um politischer Meinungsverschiedenheiten willen an den Kragen zu gehen, gedacht, daß wir noch einmal unter derselben Fahne kämpfen würden! Nun, es freut mich von Herzen, daß auch Sie bei der gestrigen Affaire den österreichischen Husarensäbeln glücklich entgingen und nicht wie so mancher Kamerad steif und starr am Boden liegen!“

Heinrich drückte ihm mit soldatischer Freimütigkeit, welche frühere Mißhelligkeiten vor dem Feinde beiseite wirft, die Hand.

„Und doch,“ erwiderte er, „ist ein solcher Tod nicht zu verachten!“

„Ich muß Ihnen gestehen,“ entgegnete Otto

lachend, „daß mir der Tod in keiner Form angenehm erscheint. Sehen Sie, trotz meines Waffenrocks bin ich friedliebend genug, ein christliches Ende in meinem Bette, meine Frau auf der einen, den Pfarrer auf der andern Seite, diesem von den Dichtern so unnütz gefeierten Tode auf dem Felde der Ehre vorzuziehen. Ich begnüge mich gern damit, ein einfacher, ruhiger Bürger zu sein, und habe, offen gesagt, diese ewigen Märsche und Uebungen schon recht satt!"

„Nun, jetzt wird Ihnen ja bald die ersehnte Ruhe zu teil werden! Frankreich kommt wieder unter die Bourbonen — und alles ist vorüber!"

„Gott gebe es!" seufzte Otto.

„Gottes Fluch über Sie für diesen Wunsch!" fuhr Heinrich entrüstet auf. „Um eines so traurigen Ergebnisses willen dieser Aufwand von Kraft, so viel zertrümmertes Glück? Da wäre es ja hundertmal besser gewesen, den Verbündeten als Befreiern Ehrenpforten zu bauen und ohne Blutvergießen um Frieden zu bitten!"

„Sie sind noch immer der Alte, mein guter Farel!" sagte der Sachwalter leichthin. „Und doch scheinen Sie in der letzten Zeit Ihre dichterischen Seitensprünge vernünftigerweise beiseite gelassen zu haben. Denn das muß man sagen, die Geschäfte da unten

in Liebershofen hatten Sie glanzvoll aus dem Versinken emporgebracht! Der Absatz wuchs zusehends und Herr Marselle wie ich und die übrigen Gläubiger konnten uns wahrhaftig Glück wünschen, die Leitung in so geschickte und kraftvolle Hände gelegt zu haben, die die Schulden an den Spulen abrollten, daß man es selbst kaum glauben wollte. Wenn nur dieser nichtswürdige Krieg nicht wieder angefangen hätte, der für Sie und uns wieder alles in Frage stellt! Ich bewundere wirklich Ihre Geduld, Farel! Immer von neuem anfangen, muß ja endlich den besten Mut beugen!"

„So dankbar ich Ihnen für Ihre gute Meinung bin, sehe ich doch weder etwas Schimpfliches noch Außergewöhnliches in der Unterwerfung unter das Unabänderliche! Uebrigens geht dieser Sturm voraussichtlich schnell genug vorüber, um die Arbeiten wieder aufnehmen zu können, wenn nicht die Elenden da drüben es mit Liebershofen machen, wie vor unsern Augen mit Mundolsheim und Suffelweiersheim!"

„Wie sieht es denn in Liebershofen aus?" fragte Otto. „Sie kamen ja unlängst mit Ihrer Schar von jener Seite. Schlägt man sich dort auch?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Das ist ja günstig genug. Dann nur Mut!

Und wie benimmt sich denn mein verehrungswürdiger Onkel?"

„Er bewacht das Schloß und die stillstehenden Webstühle! Da er behauptet, viele höhere österreichische Offiziere zu kennen, hofft er einen Sicherheitsschein gegen feindliche Uebergriffe zu erlangen."

„Allerdings hat er sich in der Welt genug umher getrieben und allerorten Verbindungen angeknüpft, daß es wohl möglich sein könnte. Wenn es ihm gelingt, Liebershofen auf diese Weise zu schützen, wird er wenigstens einmal in seinem Leben etwas Gutes gethan haben."

„Ich kann mich übrigens in diesen letzten drei Jahren nicht gerade über ihn beklagen. Er hat sich geschäftlich durchaus in nichts zu mischen versucht. Mehr verlange ich nicht von ihm."

„Das ist wohl auch das Geringste, was der alte Spitzbube auf Ihr großmütiges Entgegenkommen erwidern kann! Trauen Sie ihm indessen nicht. Er wartet immer seine Zeit ab, um die Krallen zu zeigen."

„Inwiefern wäre ihm das jetzt noch möglich, wo ihm durch den Zwang der Verhältnisse auch die geringste Einmischung in die geschäftlichen Angelegenheiten genommen ist?"

„Und in die häuslichen?“

„Ebenfalls.“

„Nun, Farel, das muß man sagen, für einen zweiunddreißigjährigen Mann sind Sie biblisch unschuldig! Der Alte hat zu allen Zeiten das Herz seiner Frau in seiner Hand zu drehen gewußt, ohne daß diese selbst es ahnte.“

Farel starrte schweigend in das Feuer zu seinen Füßen.

„Ich möchte aufrichtig mit Ihnen reden,“ fuhr Otto fort, nachdem er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte. „Aber Sie dürfen mir deshalb nicht zürnen. An dem Tage, Farel, an dem die Pläne Wangenheims reif sind, wird er ohne irgend welche Rücksicht die Früchte Ihrer Saat ernten und Sie selbst niedermähen, wenn es ihm für diesen Zweck passend erscheint. Lachen Sie immer,“ ereiferte sich Otto, als Heinrich ungläubig lächelte. „Halten Sie das Herz der Frau von Wangenheim für unerschütterlich? Ich rede aus Erfahrung! Sie hat mich vergessen und wird's mit Ihnen nicht anders machen, wenn die Verhältnisse es verlangen!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Farel, ihn mit ernsten Blicken messend. „So wenig ich das Wesen Ihrer Beziehungen zu der Dame kenne, so

wenig kann und will ich die Voraussetzungen ergründen, die Sie den meinigen zu ihr unterbreiten."

„Ich bat Sie im voraus, über die Wahrheit nicht in Zorn zu geraten."

„Die Wahrheit —"

„Gewiß, lieber Farel. Es kommt mir nicht in den Sinn, mich den Klatschbasen anzuschließen, die von Minna und Ihnen alles das erzählen, was über eine unglückliche Ehe, der der Tröster so nahe lebt, stets gesagt zu werden pflegt. Auf meine eigenen Kosten habe ich den ganz unberechenbaren, außergewöhnlichen Charakter meiner Tante zu genau kennen gelernt, um mir den geringsten Zweifel an Ihrer beiderseitigen Ehre zu erlauben. Daß Ihnen diese Liebe mehr gilt als Ihr Leben, sehe ich leider; trotzdem werden Sie sie in dem Augenblick verlieren, in dem der Alte es für angezeigt hält, ihr eine andere Richtung zu geben."

Obgleich Farel sich sichtlich mühte, sein spöttisches Lächeln beizubehalten, fing er doch an nachdenklich zu werden.

„Das geschah Ihnen," sagte er. „Mit mir ist das etwas anderes."

„Glauben Sie? Wer weiß, ob nicht der Alte, durch die kriegerischen Ereignisse bestimmt, sein Geschütz

bereits gerichtet hat und Ihren Nachfolger in Bereitschaft hält! Meine Tante, der ich keineswegs die besten Eigenschaften absprechе, ist aber mindestens ebenso eitel als schön. Sie traten an meine Stelle, weil sie sich an mir rächen wollte; nun, ein jüngerer, schönerer, geistreicherer Mann — verzeihen Sie — wird Sie verdrängen!"

„Ich weiß nicht," rief Farel gereizt, „wozu Sie sich diese teuflische Mühe geben, die uneigennützigste und reinste Freundschaft, das einzige Gegengewicht eines peinlichen, im Dienste anderer sich zwecklos aufopfernden Daseins derart zu begeifern!"

„Weil ich im voraus wußte, daß Sie sich ereifern würden," sprach Otto unbeirrt weiter, „habe ich mir vorgenommen, meinerseits ruhig zu bleiben, Sie aber, ob Sie nun wollen oder nicht, aufmerksam zu machen. Können Sie leugnen, daß Frau von Wangenheim sich gern bewundern läßt? Schon ihre Güte und Liebenswürdigkeit, die ihr für alle Männer besonders einen noch unwiderstehlichern Reiz verleihen als ihre Schönheit, müssen ihr diesen Zoll unseres Geschlechts eintragen. Heute morgen erst sah ich sie in Straßburg vor dem Hause ihrer Mutter an den Wagen mit den Verwundeten. Während die andern Damen sich begnügten, ihnen Geld und Lebensmittel durch ihre

Dienerschaft zustellen zu lassen, war Minna selbst da, goß eigenhändig den Wein ins Glas und reichte ihn den Totmatten, — alles nur, damit es heiße: Welch ausgezeichnete Dame! Ich bemühte mich, indem ich mit meinen Leuten vorbeizog, ihr ein Zeichen zu machen, daß sie sich bloßstelle; ein hochmütiger Blick war die Antwort."

„Und damit hat sie recht gethan! Wie konnten Sie dem schönsten und natürlichsten Ausdruck des weiblichen Herzens einen so abscheulichen Beweggrund unterschieben? Ich bitte Sie, schweigen Sie! Müßte nicht angesichts des gemeinschaftlichen Feindes jeder persönliche Streit schweigen, so hätten Sie längst nicht mehr weiterreden dürfen!"

„Sie sind wie ein halsstarriges Kind, Farel, dem man wider seinen Willen die Arznei einzwingen muß. Doch jetzt genug davon! Gute Nacht!"

Damit verschwand er.

Umsonst versuchte Heinrich seine Ruhe wieder zu gewinnen. Die Reden Ottos hatten ihn um so tiefer verletzt, je weniger er sich verhehlen konnte, daß sie nicht ganz grundlos seien. Die drei letzten Jahre wiesen in seinen Beziehungen zu Minna peinliche Augenblicke genug auf, die wenig geeignet waren, ihn mit Sicherheit in die Zukunft blicken zu lassen. Wenn einerseits das

Unglück sie einander fester verbunden hatte, so war doch durch dasselbe zugleich das traumhafte Gebilde ihrer rein geistigen Herzensverbindung vielfach untergraben. Heinrich besonders befand sich in einer täglich wachsenden Ungleichheit der Stimmung, welche häufige Auftritte, Erklärungen und allerdings auch Versöhnungen zur Folge hatte, die auf die Dauer durch die vorhergegangenen Kämpfe ungemein ermüdeten. Durch den sonderbaren, einst in überschwenglicher Selbsttäuschung von ihm eingegangenen Vertrag, von dessen Bedingungen Minna nicht eine Linie abwich, erduldete Farel, neben dem einzigen Recht des Bruders über die Schwester, alle Bitterkeiten der Ehe, ohne sich in absehbarer Zeit auf den Ausgleich, den sie bietet, Hoffnung machen zu dürfen. Er war eben was die Liebe betraf unter einem unglücklichen Stern geboren, denn er gehörte zu den Männern, die, ihr Herz in der Hand tragend, leichter ein Spiel der Frauen, als von ihnen begriffen, selten oder nie aber belohnt werden.

Er hatte sich wieder zum Wachtfeuer gesetzt, um sich bei dessen Schein — in seiner damaligen Lage ein doppelt merkwürdiger Beweis für seine eigentümliche Natur — durch das Lesen der begeisterten Lieder des damals, soweit die deutsche Zunge reichte,

hochgefeierten Dichterhelden Körner von seinen peinvollen Gedanken zu befreien. Doch trug diese Beschäftigung nur dazu bei, die ruhige Erwartung einer in jeder Richtung drohend aufgerichteten Zukunft noch unerträglicher zu machen. Das Blut kochte in seinen Adern, nach Kampf lechzte seine Seele. Er weckte seine Kameraden.

„Freunde,“ sprach er zu ihnen, „laßt uns für die Greuel, die an unsern armen Landsleuten drüben in Mundolsheim verübt wurden, sofort Rache nehmen! Unternehmen wir einen Handstreich gegen die Oesterreicher!“

Sie waren bereit.

„So sitzt auf!“

Nach einer kurzen Verständigung mit der regulären Truppe, der diese Freischar mit sehr lockern Banden zugehörte, verließen die dreißig wohlbewaffneten und gut berittenen Leute unter Farels Anführung den Platz.

---

## II.

Sie beabsichtigten durch Ueberrumpelung der äußersten feindlichen Vorposten sich den Weg in den benachbarten Wald zu erzwingen, waren jedoch nicht wenig erstaunt, die ganze Kette derselben verlassen zu finden. Vor-

sichtig rückten sie in sicherer Erwartung des verborgenen Feindes im Gehölz vor und durchsuchten es mehrere Stunden lang nach allen Richtungen. Schon wollten sie, müde des vergeblichen Forschens, den Rückzug antreten, als sie einen verwundeten französischen Soldaten entdeckten, welcher, in der Hoffnung auf Landsleute zu stoßen, sich bis hierher geschleppt hatte. Heinrich nahm ihn zu sich auf's Pferd, da die sehr kameradschaftlich gehaltene Mannszucht der Freischar ihren übrigen Gliedern die Weigerung dieser menschenfreundlichen Hilfe unter dem Vorwande erlaubte, der Rückzug könne durch die Last des Verwundeten behindert werden.

Kaum hatten die Leute sich wieder in Bewegung gesetzt, als sie den Weg durch eine Abteilung ungarischer Reiterei versperrt sahen, die unbemerkt am Rande des Waldes herangekommen war. Ohne an die Ueberzahl der Gegner zu denken, stürzte sich Farel mit dem lauten Rufe: „Drauf, Kameraden!“ gefolgt von seinen Untergebenen mit gewaltigem, ihnen den Durchbruch erzwingendem Anprall auf die Feinde, welche sich einer größern Schar gegenüber glaubten. Schon schien die Absicht vollkommen erreicht, als Heinrichs Pferd unter seiner doppelten Last stürzte. Sofort umgaben ihn die Feinde und ihr Anführer,

ein etwa vierzigjähriger Mann bog sich, ihn scharf ins Auge fassend, zu ihm nieder.

„Wer sind Sie?“ fragte er in gutem Französisch.

„Anführer einer Freischar.“

„Franzose oder Elsässer?“

„Weder das eine noch das andere, sondern Schweizer aus Glarus.“

Der Rittmeister sah Heinrich noch aufmerksamer an.

„Ist das Ihr erster Feldzug?“

„Nein. Mit sechzehn Jahren verteidigte ich mein Vaterland gegen den damaligen Einfall der Franzosen.“

„Und Sie heißen?“

„Farel, Hauptmann der Freischar.“

„Zum Teufel, Sie wollen also ohne weiteres niedergeschossen werden?“

„Was liegt mir daran!“

„Alle Wetter, dem setzt sich doch kein vernünftiger Mensch so leichtsinnig aus! Suchen Sie für einen Hauptmann der regulären Truppe zu gelten.“

„Mein Waffenrock würde mich verraten.“

„Ihren Säbel!“

Während Farel ihn hinreichte, rief der Rittmeister seinen Leuten einige ungarische Worte zu. Sofort stürzten sich vier handfeste Husaren auf den

Gefangenen, um ihm den Rock und die Abzeichen abzureißen. Farel, welcher glaubte, daß es nun ohne weiteres ans Ende gehe, ließ es ungehindert geschehen.

„So, nun nehmen Sie meinen Mantel um,“ bedeutete ihm der Rittmeister.

„Wozu der Mantel — eines Feindes. Ich zittere nicht!“

„Aber Sie werden doch nicht so, wie Sie da sind, im Hauptquartier erscheinen wollen?“

Farel sah den Rittmeister erstaunt an.

„Dort also soll ich gerichtet werden?“

„Sie wollen durchaus sterben?“ rief dieser. „Mortem appetit per fas et nefas — Da haben Sie wohl viel gelitten, seit wir uns nicht sahen, Farel?“

Heinrich blickte ihm erstaunt ins Gesicht.

„Nun, Ihr Gedächtnis ist nicht sehr treu! Oder hat mich das Lagerleben so bedeutend verändert? Erinnern Sie sich denn nicht mehr, alter Junge, daß wir einst Waffenbrüder waren und Sie mir bei Zürich das Leben retteten?“

„Gady!“ rief Farel.

„Freilich, derselbe!“ Damit zog ihn der Ungar

gerührt in seine Arme. „Und jetzt werden Sie wohl meinen Mantel annehmen und sich vertrauend meinen weitern Anordnungen fügen!“

---

## III.

Einige Monate später war Ball im Schlosse von Liebershofen.

Die Beendigung des Krieges hatte die Gemüter der Bevölkerung bald wieder beruhigt. Wenn auch die Sieger den eroberten Boden als Bürgschaft für die Erfüllung der Friedensbedingungen noch eine Weile besetzt hielten, sah man in ihnen doch kaum mehr Feinde. Im Gegenteil waren die in der Gegend um Liebershofen eingelagerten ungarischen Reiter, besonders für das weibliche Geschlecht, eher Gegenstände der Bewunderung als des Schreckens. Herr von Wangenheim glaubte daher die Rückkehr seiner Frau aus Straßburg, wo sie sich während der letzten allgemeinen Wirren aufgehalten hatte, nicht besser als durch einen Ball feiern zu können, zu welchem er die Offiziere der in der Umgegend liegenden Truppen, unter denen sich auch der Rittmeister Gady befand, einlud.

Farel, dessen Gefangenschaft unter den obwaltenden Umständen eine schnelle Beendigung erfahren hatte, war schon seit mehr als Monatsfrist zurückgekehrt. Er ließ die Arbeit in der Fabrik wieder vollständig aufnehmen, um so schnell als möglich die durch die kurze kriegerische Unterbrechung dem Unternehmen verursachten Schäden auszugleichen. Obgleich Minna ihm liebenswürdiger als je entgegenkam, war er vielleicht der einzige, der sich den Freuden des Festes nicht hinzugeben vermochte. Nur mit Mühe hatte ihm Wangenheim durch Vorstellungen von der Notwendigkeit, die fremden Truppen sich möglichst verbindlich zu machen, die Einwilligung dazu abzuringen vermocht, denn nicht ohne Grund erschienen ihm die großen Kosten, die es verursachte, unter den neuerdings wieder schwieriger gewordenen Geschäftsverhältnissen als Aeußerung eines Leichtsinnes, der die immer noch nicht vollständig befriedigten Gläubiger stutzig machen konnte.

Da er nach den strengen Grundsätzen seiner Familie nicht tanzte, spielte er im Glanze des Ballsaales die wenig anziehende Rolle eines in sein Schicksal ergebenen, aber nichtsdestoweniger übellaunigen und eifersüchtigen Hausherrn. Obwohl Frau von Wangenheim schon in die verhängnisvollen Dreißigerjahre getreten war, trug sie über die frischen, jugendlichen Schönheiten, welche

die Umgegend zum Balle geliefert hatte, den Sieg davon und strahlte als Königin des Festes. Die bezaubernde Anmut ihres Wesens, welche in ihrem Lächeln, wie in jeder Miene, jeder ihrer Bewegungen zu Tage trat, umgab sie mit einem unwiderstehlichen Reiz, der trotz der leichten Falten ihrer Stirn und ihrer etwas matten Farben keine Nebenbuhlerin aufkommen ließ.

Auch Gady schwamm mit vollen Segeln im Strome ihrer Verehrer.

„Wollen Sie mir Ihre Hilfe zur Ausführung einer kleinen Ueberraschung für die Gesellschaft leihen, Herr Rittmeister?“ fragte ihn Minna im Laufe des Abends.

„Mein Leben steht zu Ihren Diensten!“

„So viel bedarf es nicht,“ erwiderte Minna lächelnd. „Sie sollen nur das Gerücht verbreiten, ich sei ernstlich unwohl geworden und habe mich zurückziehen müssen. Ich möchte, daß man mich nicht erkenne, wenn ich dann in elsässischer Landestracht wieder erscheine.“

„Aber wie können Sie das nur einen Augenblick voraussetzen, gnädige Frau! Wo gäbe es eine Verkleidung, die die strahlende Sonne ihres Selbst auch nur flüchtig zu verdecken vermöchte! Aber ich stehe ganz zu Ihrem Befehl! Und kann ich dabei nicht noch in anderer Weise behilflich sein?“

„Vielleicht dadurch, daß Sie mich draußen erwarten und die kleine Komödie aufführen, mich in den Saal zu führen, als befürworteten Sie das Gesuch der Bäuerin, die glänzende Gesellschaft in der Nähe sehen zu dürfen.“

„Sie machen mich mit diesem Auftrag unendlich glücklich, gnädige Frau!“

Minna war kaum verschwunden, als Rosel, die seit dem Umschlag der Verhältnisse zu ihrer vollsten Befriedigung unter die Honoratioren der Gegend gerechnet wurde, sich neben Heinrich setzte, der — was Wangenheim mit heimlicher Freude beobachtete — einsam in einem Winkel schmollte.

„Wissen Sie, weshalb Frau von Wangenheim so schnell verschwunden ist?“ fragte sie ihn.

„Das werde ich gleich erfahren!“ rief er, aus seinem finstern Brüten erweckt, im Begriff, sich zu entfernen.

„Nun, galant sind Sie gerade nicht, das muß man sagen!“ versetzte die Müllerin. „Mich, die ich schon den ganzen Abend darauf warte, mit Ihnen ein wenig plaudern zu können, so sitzen zu lassen!“

„Ich bin eben ein ungeleckter Bär, der auch schon zu alt ist, anders zu werden!“

„Wie können Sie sich nur so verunglimpfen! Ein Bär! Vielleicht für gewisse Damen, die sich nur um die geschniegelten, duftenden Offiziere kümmern.“

„Ich sah doch soeben noch, wie auch Sie sich trefflich mit ihnen unterhielten,“ entgegnete Heinrich spöttisch.

„Mein Gott, man macht eben mit! Deshalb braucht man sich ja noch nicht vollständig darin zu verlieren, wie meine Base, die ganz toll hinter dem schönen Rittmeister her ist. Und er kommt doch noch lange nicht unserm lieben Oberst Schneider gleich, den uns Waterloo so früh entrissen hat und der sich so großmütig gegen die Wangenheims benahm —“

Sie unterbrach sich ärgerlich, denn schon war Farel wie ein plötzlich gesporntes Roß aufgesprungen und hinaus gestürzt. Er wußte kaum, wie er dahin gelangt war, als er sich vor Minnas Zimmer befand.

„Jetzt, Marianne,“ hörte er diese sagen, „bitte den Rittmeister Gady herauf.“

Kaum hatte Farel Zeit, sich in eine der tiefen Fensternischen des Ganges zurückzuziehen, als gleichzeitig Frau von Wangenheim aus ihrem Zimmer trat und der Rittmeister auf der Treppe erschien.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte letzterer. „Um keinen Verdacht zu erregen, wollte

ich den Saal nicht so schnell nach Ihnen verlassen und dachte überdies nicht, daß Sie in dieser kurzen Zeit schon so wunderbar reizend umgekleidet sein könnten!"

„Schnell Ihren Arm, Herr Rittmeister!" rief Minna statt aller Antwort in der heitern Hast, den Erfolg ihrer Ueberraschung zu genießen.

Heinrich hörte noch die feurigen Beteuerungen und Schmeicheleien, mit denen Gady Minna im Hinuntergehen überschüttete, ihre fröhlichen Erwiderungen und den Jubel, den ihr Erscheinen in der Verkleidung im Saale erregte. Die Musik übertönte die Ausbrüche seines Schmerzes und seiner Wut.

„So ist es also vorbei!" rief er außer sich; „das Band zerrissen, das ich durch die unnahbare Reinheit eines angebeteten Herzens gefestigter glaubte, als wäre es durch Kirche und Gesetz besiegelt! Offenbar langweilt sie meine schweigende Ergebung, mein stilles Hoffen auf eine bessere Zukunft —"

Dennoch zog es ihn fast wider seinen Willen in den Saal. In dämonischer Selbstquälerei trachtete er mit demselben Eifer, mit dem er einst nach den leisesten Anzeichen der Hoffnung gehascht hatte, den vollen Beweis seines Unglücks aufzufinden. Minna tanzte mit dem Rittmeister eine Mazurka in sprühender Lust und

leidenschaftlicher Hingabe an den Tanz, die sie als das jüngste Mädchen erscheinen ließen und Heinrich die bittere Frage vorlegten, ob er diesem leichtlebigen Wesen in Wahrheit je etwas habe bieten können. Doch da trafen ihre blitzenden Blicke den finstern Ausdruck seines Gesichts und sofort sank die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen zusammen. Unter einem Vorwande unterbrach sie den Tanz und ließ sich von Gady zu ihrem Platze führen.

In Farel, der in diesem plötzlichen Umschwung die Folge des erwachenden Gewissens zu erkennen glaubte, brach der den ganzen Abend zurückgehaltene Zorn aus. Ohne sich zu besinnen, eilte er auf Gady zu.

„Auf ein Wort, Rittmeister!“ stieß er hervor.

Ohne die geringste Ahnung von dem Seelenzustande seines Freundes, willfahrte der Angeredete höflich.

Minna, welche sofort alles begriff, folgte diesem Vorgange mit unaussprechlicher Angst. Doch wagte sie des Aufsehens wegen nicht ihren Sitz zu verlassen. Wangenheim, der sie beständig im Auge behielt, näherte sich ihr mit süßlich spöttischer Miene.

„Du tanzest zu viel, meine Liebe,“ sagte er. „Ich werde es Dir Deiner Gesundheit wegen verbieten müssen!“

„Ich habe schon aufgehört,“ erwiderte Minna, und indem sie sich zu seinem Ohr neigte, flüsterte sie: „Um Gottes willen, sehen Sie zu, was Farel und der Rittmeister miteinander vorhaben! Sie verließen soeben den Saal —“

„Um eine Cigarre zusammen zu rauchen!“ versetzte Wangenheim, der nicht daran dachte, ihrer Bitte nachzukommen, mit hämischer Lust an der Angst seiner Frau.

---

## IV.

Heinrich hatte Gaby gewaltsam in den Schloßhof gezogen.

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Farel,“ fragte dieser, „sollen wir uns denn durchaus eine Erkältung zuziehen? Ich wenigstens habe vom Tanze keinen trockenen Faden an mir, und die Nachtluft ist im Elsaß um diese Jahreszeit nicht wärmer als anderswo. Septembribus horis —“

„Keine schlechten Scherze, Herr Rittmeister! Wenn Sie so wenig getanzt hätten wie ich, würden Sie die Nachtluft nicht fürchten.“

„Es steht ja bei Ihnen, an dem prächtigen Vergnügen ebenfalls teilzunehmen! Sie haben hier reizende

Damen, Farel. Besonders ist die Frau vom Hause eine wahre Perle."

„Ich wünschte," brach Heinrich hervor, „ihr Herren Verbündeten fändet unsere Frauen weniger schön und drücktet sie bei euern nationalen Tänzen, die ihr besser für den heimatlichen Boden aufspartet, nicht gar so fest an eure Brust!"

„Ah, pfeift der Wind daher, Freund? Sie sind eifersüchtig! Ihr alter Teilhaber — nun begreife ich —"

„Wagen Sie es nicht, ein reines Wesen zu verdächtigen," rief Farel in steigender Wut, „das selbst im Tanze für Ihre Berührung zu gut ist!" Und drohend ergriff er den Arm des Rittmeisters.

„Sie reden im Fieber, Farel," erwiderte dieser mit großer Ruhe. „Was soll denn diese ganze Unterredung bezwecken? Halten Sie mich für thöricht genug, einem Menschen, der mir das Leben gerettet hat, das seinige zu nehmen, weil er im Augenblick nicht weiß, was er spricht?"

„Wir sind längst quitt, Herr Rittmeister, und mein Leben ist mir wertlos genug! Wenn Sie allerdings zu —"

„Halt, Farel," rief Gady sehr ernst, „das geht über den Scherz, ultra morem! Nicht mein eigener

Bruder dürfte mir gegenüber ungestraft das Wort aussprechen, das Sie auf der Zunge zu haben scheinen! Wenn Sie indessen so große Lust verspüren, Ihre Klinge mit der meinigen zu messen, so warten Sie bis zum Tagesanbruch; dann stehe ich zu Diensten. Und jetzt lassen Sie uns wieder hineingehen, denn hier draußen ist's mir zu kühl."

„Aber ich dulde nicht," schrie Heinrich außer sich, „daß Sie den Tanz wieder aufnehmen!"

„Das werde ich dennoch müssen, um einen Schlaganfall zu vermeiden," entgegnete der Rittmeister lachend, indem er im Hausflur verschwand und Heinrich im Hofe allein ließ.

Als Minna Gady ohne letztern zurückkehren sah, erfaßte sie namenloses Entsetzen. Mit dem Scharfblick einer Frau, welche liebt, erriet sie an der leicht spöttischen Miene des Ungarn, daß zwischen ihm und Farel etwas vorgegangen sei. Um ihr die Verlegenheit der Frage zu ersparen, ging der Rittmeister gerade auf sie zu.

„Sie haben einen merkwürdig hitzigen Freund," sagte er, indem er ihr den Arm bot und sie aus dem Gewühl des Ballsaales in ein Nebenzimmer führte.

„Was meinen Sie damit?" fragte Minna, ihn mit unruhigen Blicken anschauend.

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Herr Farel zu seiner Beruhigung draußen im Hofe umher spaziert, denn er ist nicht wenig gegen Sie und mich aufgebracht.“

„Um Gottes willen, Herr Rittmeister, sagen Sie mir ohne Umschweife die ganze Wahrheit!“

„Nun, die ist, daß Farel, aus irgend einem Grunde erbittert, daß Sie mir gütigst einige Tänze gewährten, sich Worte gegen mich erlaubt hat, um die selbst ruhigere Leute als er und ich einander totzuschießen pflegen.“

Minna zitterte sichtlich.

„Verzweifeln Sie nicht, gnädige Frau, es wird einzig geschehen, was Sie bestimmen! Wenn ich nicht ein alter Soldat wäre, der durch mehr als zwanzig Schlachten die Ehre seines ergrauenden Hauptes sichergestellt hat, würde ich nicht so reden und ohne Besinnen Ihren Freund vernichten. Denn hätte er selbst das Glück, mich zu töten, so verfiele er dem Kriegsgericht. Sie wissen, vorderhand sind wir hier die Herren. Aber glücklicherweise kann ich Ihren Wünschen entgegenkommen, ohne vor mir selbst erröten zu müssen. Bewegen Sie Farel, daß er mir morgen nur das einzige Wort sage: ‚Rittmeister, ich irrte mich!‘ — keine weitere Entschuldigung — so begnüge ich mich. Wir umarmen uns und alles ist vergessen.“

„Aber, Herr Rittmeister, ich versichere Ihnen, auch Sie irren in Ihren Annahmen über meine Beziehungen zu Herrn Farel. Ich habe nicht das mindeste Recht, ihn zu irgend etwas bestimmen zu können. Ach, wenn Sie ein Wort —“

„Nicht weiter, gnädige Frau, ich bitte! Ihr eigenes zartes Gerechtigkeitsgefühl muß Ihnen sagen, daß Sie im Begriff stehen, Ihren Wünschen eine zu weite Ausdehnung zu geben. Sie allein können Farel zur Vernunft bringen, die er um Ihretwillen verloren zu haben scheint. Versuchen Sie Ihr Möglichstes. Ich erwarte jenes Wort von ihm — mehr kann ich durchaus nicht thun!“

Minna wagte nicht, ihn anzublicken. Tief schmerzlich fühlte sie das Zweideutige ihrer Lage Gady gegenüber, und doch konnte sie in dieser Richtung nichts ändern. Vor allem galt es, Farel aus der Gefahr zu retten, in welche ihn seine tollen Voraussetzungen gestürzt hatten.

---

## V.

Der Ball war zu Ende und die Gäste hatten sich entfernt, ohne daß Farel wieder erschienen wäre. Die Zeit drängte. Minna setzte jede bisher ängstlich beachtete Rücksicht beiseite und ging ohne weiteres in sein Zimmer hinauf. Er schrieb, als sie, leise öffnend, eintrat. Mit jener fieberhaften Eile, welche der höchsten innern Erregung folgt, bewegte sich seine Feder über das Papier.

„Sie machen Ihr Testament," begann Minna ohne entschuldigende Umschweife in festem, ernstem Tone.

„Nein!" erwiderte Heinrich düster. „Ich bin ja arm und habe weder etwas zu vermachen, noch wüßte ich ein Herz, das mich aufrichtig beweinen würde."

„Sehr möglich, weil Sie sich die erdenklichste Mühe geben, in den Herzen die Zuneigung für Sie zu ertöten."

„Die Liebe, gnädige Frau, ist eine so lebensfähige Pflanze, daß nichts sie auszurotten vermag, wenn sie wurzelfest im Boden des Herzens sitzt."

„Keine Beschuldigungen, mein Freund; denn noch sind Sie das, was Sie auch alles dagegen thun

mögen! Sie wollen sich meinetwegen schlagen, und ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß das wahnsinnig ist. Nicht genug, daß Sie damit Ihr mir teures Leben aufs Spiel setzen, enthüllten Sie auch unsere gegenseitigen Beziehungen vor einem Fremden in einer Weise, die ihnen einen zweideutigen Charakter aufdrücken muß, den sie nicht verdienen! Sie stellten mich zugleich auf eine Stufe mit jenen erbärmlichen Frauen, die im stande sind, während jeder Walzertour ihr Herz von neuem zu verschenken. Ja, Farel, das alles thaten Sie, und das Recht der Anklage ist allein auf meiner Seite!"

„Allerdings sehr klug gehandelt, gnädige Frau! Das beste Mittel, die Schuld von sich abzuwälzen, ist ja stets, sie andern zuzuschieben."

„Aber, Heinrich, so nehmen Sie doch Vernunft an!" sagte Minna, indem sie näher trat und die Hand auf die Lehne seines Stuhls stützte. „Wessen können Sie mich denn beschuldigen? War es je zwischen uns ausgemacht, daß das freundliche Wort eines Dritten an mich, oder die geselligen Anforderungen, denen ich als Hausfrau nachzukommen habe, meine gegen Sie eingegangenen Herzenspflichten verletzen, Sie der Ihrigen gegen mich entheben würden?"

„Und welche sind diese letztern? Bitte, nennen

Sie mir sie doch, Sie, die Sie so scharf die Grenze für Ihre eigenen zu ziehen wissen!"

„Haben Sie es nicht übernommen, Heinrich, ein Herz, das sich Ihnen ganz hingibt, das mit Ihnen zu Grunde gehen würde, vor Schmerz und Bitterkeit zu bewahren? O, dieser Zweikampf wird nicht stattfinden, mein teurer Freund, ich hefte mich an Sie wie Ihr Schatten, ich werfe mich zwischen Sie und Ihren Gegner! Heinrich, wissen Sie denn nicht, daß Ihr Leben mir gehört?"

Farel schien aus einem bösen Traum zu erwachen. Freudestrahlend ergriff er Minnas Hand:

„O, wiederholen Sie diese köstlichen Worte!"

„Also gehorchen Sie?" fragte diese.

„Gehorchen? Das kann ich nicht! Aber Ihre wiedererwachende Liebe, an die ich schon nicht mehr glauben konnte, wird mein Schild und meine Waffe sein."

„Großer Gott, war denn mein Gefühl für Sie je erloschen? Wissen Sie, Undankbarer, nicht, was ich gelitten habe während Ihrer Gefangenschaft, während der mir wie eine Ewigkeit erscheinenden vier Monate Ihrer Abwesenheit? Wie ich mich freute, wieder jung wurde in der Aussicht, nun von neuem mit Ihnen unter einem Dache leben zu können? Wie gern ich

aus diesem Grunde hierher zurückkehrte? Und diese meine Freude, die mich noch immer ganz beherrschte, ärgerte Sie und führte Sie zu diesen Tollheiten! Ich tanze nie mehr, Heinrich, Ihnen zu liebe; aber Sie werden sich auch nicht schlagen!"

„So seid ihr Frauen," rief Farel in neuer Erregung. „Nachdem ihr alles gehörig verwirrt habt, denkt ihr, daß ein Schnitt mit eurer Stickschere die verzogenen Fäden auf einmal in Ordnung zu bringen vermöge! Wohl werde ich mich schlagen, Minna, und wenn einer von uns fällt, so mögen Sie das Bewußtsein haben, daß Ihr Leichtsinn allein den Tod eines Menschen verschuldete. Sehen Sie, es wird Tag. Die bestimmte Stunde ist da. Lassen Sie mich gehen!"

„Nein, Heinrich," entgegnete Minna, die ihn am Aufstehen verhinderte, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang, „das werden Sie nicht! Ich will Unrecht gegen Sie gehabt haben, weil Sie es so finden wollen. Aber ich machte es gut! Denn meine Angst und meine Bitten ließen den Rittmeister in mein Herz blicken und mehr als die Wahrheit über unser Verhältnis darin erschauen. Ihn selbst macht die Herausforderung Ihretwegen besorgt; denn er liebt Sie brüderlich. Lassen Sie mich ihm ein Wort der Entschuldigung

von Ihnen überbringen — ein einziges Wort, Heinrich, keine langen Erklärungen, damit Sie beide wieder Freunde sein können wie zuvor."

Minnas Arme waren schon zurückgesunken, als sie ihre Worte endete; aber die Wirkung ihrer Berührung machte sich dennoch geltend.

„So weiche ich Ihnen!" entgegnete Heinrich. „Doch können Sie mich nicht entehrt sehen wollen! Ich weiß, Sie werden es verstehen, mir mit Ihrem Herzen auch das eines alten, treuen Kameraden wieder zu geben."

„Aber, merkwürdiger Mensch, Sie hatten ja nie weder das eine noch das andere verloren!" sagte Minna fast heiter, indem sie sich eilends zurückzog.

Gady empfing von Herzen froh ihre Friedensbotschaft.

„Arme Frau," sprach er zu sich, „sie denkt mich mit ihren unschuldigen Erzählungen überzeugen zu können! Und dieser Farel, dessen Benehmen den Frauen gegenüber sich wie ein langes, langweiliges Gebet ausnimmt, darf sich schmeicheln, daß das Heiligtum dieses schönen Herzens ihm gehört! Intus penetralia vidit! Wenn man nicht von Hause blind ist wie er, heißt das!"

Dabei ging der Rittmeister nachdenklich mit dem

pfiffigen Lächeln eines Mannes in seinem Zimmer auf und nieder, der meint, daß er tiefer blicke, als man ihn sehen lassen wolle.

---

## VI.

Am folgenden Tage zog Minna Farel beiseite.

„Ich möchte Ihnen etwas mitteilen," begann sie, „falls Ihr Eifersuchtsfieber sich gelegt hat. Sind Sie jetzt wieder vernünftig genug, mich ruhig hören zu können?"

„So weit es mir möglich ist," erwiderte er. „Wenn Sie ein Felsstück ins Wasser werfen, darf es Sie nicht wundern, wenn das letztere eine Weile braucht, ehe es sich beruhigt. Aber reden Sie nur."

„Was ich Ihnen zu sagen habe," fuhr sie fort, „muß durchaus mit ruhigem, richtigem Urteil aufgenommen und bewahrt werden. Unser herzliches, vertrautes Beisammenleben würde unerträglich, ja unmöglich, wenn Sie nicht den festen Entschluß fassen, sich durchaus zu beherrschen; so einen männlichen Entschluß, Farel, wie Sie ihn mit so ausgezeichnetem Erfolge den materiellen Schwierigkeiten gegenüber aufrecht zu halten wissen! Verfahren Sie so mit allem, was

meine Ruhe betrifft, weiter verlange ich nichts, und lesen Sie in solcher Stimmung, bitte, diesen Brief."

„Liebe Freundin," schrieb Frau Marselle, „ich erfülle eine alte Drohung, indem ich Dir, sobald die Wege nur einigermaßen sicher sind, meinen Sohn Alfred schicken werde. Wir können ihn hier nicht mehr bändigen; jede Maßregel scheitert an seinen unberechenbaren Launen. Dabei beunruhigt uns seine Gesundheit aufs höchste. Er leidet an der Brust — und seine Einbildungskraft ist nicht minder krank als diese. Die Aerzte verlangen vor allem eine durchgreifende Veränderung des Aufenthaltes, und da ich niemand kenne, dem ich ihn sicherer anvertrauen könnte als Dir, so nehme ich in mütterlicher Herzensnot meine Zuflucht zu meiner liebsten Freundin. In den letzten Tagen des Herbstes wird er wahrscheinlich bei euch eintreffen, um mit Anfang des Winters seine Studien in Straßburg fortzusetzen. Er will durchaus deutsch lernen, besonders der deutschen Literatur wegen; auch weil es die Sprache seiner Mutter ist, sagt er! Wer vermöchte den Wünschen des geliebten Wildfangs zu widerstehen! Uebrigens kann ich Dir nicht genug wiederholen, daß sein reizbares Wesen sich noch erschreckender entwickelt hat, als ich vor vier Jahren voraussehen konnte. In wenn auch sprungweiser, doch eifrigster

Arbeit hat er eine Menge Kenntnisse erworben, die gleich sehr wie sein bald philosophisch denkender, bald dichterisch träumender Kopf das Erstaunen derer erregen, die ihn kennen. Und dennoch bringt er das Herz seiner Mutter zur Verzweiflung, weil ihm alle und jede Richtung für die Quelle fehlt, aus der allein alles Heil fließt! Mein Mann hat vollständig darauf verzichtet, ihn zu seinem Geschäftsnachfolger zu machen. Er überläßt ihn seinem Geschick, — ich der Gnade des Herrn, der allein uns und unsere Kinder schützen kann! Jedenfalls bedarf Alfred auch bezüglich seines Körpers mütterlicher Aufsicht und Pflege. Und darin verlasse ich mich nun ganz auf Dich, meine Theure. Sollte ihm die dortige Luft nicht zusagen, so gibst Du mir gewiß sogleich Nachricht. Fürchte nicht, mich zu erschrecken; besser dann schnell die volle Wahrheit, damit ich komme, ihn zu holen. Du wunderst Dich gewiß, daß ich ihn nicht lieber begleite? Nun, Alfred beteuert mir, daß meine beständige Besorgnis ihn umbringe. Was will ich also machen? Muß ich mich nicht in diese grausame Laune ergeben? Und da Du nun doch einmal durchaus klar in sein Herz sehen mußt, so teile ich Dir noch die geheime Absicht mit, die auf Alfreds Entschluß, in Straßburg studiren zu wollen, wesentlich einwirkte.

Er möchte der Schweiz näher sein. Durch Herrn Farel hast Du sicher von Julie Fäsi gehört. Dieses engelgleiche Mädchen, das ich durch ihn kenne und in einem mehrjährigen Verkehre schätzen und lieben lernte, hat unlängst mit ihrer jungen Pflegebefohlenen, Laura Bertoldi, Paris verlassen. Zwischen letzterer, einem reizenden Geschöpf, und Alfred hat sich nun, obgleich sie ein wenig älter ist als er, eine gegenseitige lebhafte Neigung entwickelt. Trotzdem Alfred sich nie derartig geäußert hat, entwirft er dennoch, ich weiß es, Pläne, die mich trostlos machen. Selbst ganz abgesehen von dem Mißverhältnis der Jahre würde dieses durchaus weltlich gesinnte Mädchen meinen Sohn nach kurzem Rausche in sicheres Verderben stürzen. Wenn Alfred jemals heiratet, bedarf er einer Frau, wie seine Mutter ist, welche die Ungleichheiten seines Wesens erträgt und ihn zum ewigen Heile führt, indem sie ihm das Opfer unter dem Schleier der Liebe verhüllt. Meine einzige Hoffnung ist, daß sowohl die vorgerückte Jahreszeit wie das Behagen, das er einst an Deiner Gesellschaft fand, und von dem er noch oft spricht, ihn abhalten werden, vorerst nach der Schweiz zu gehen.

„Halten wir ihn nur bis zum Winter hin, so wird er bei seiner beweglichen Natur die Italienerin

vergessen haben. Ich übertrage Dir alle meine Rechte auf ihn und drücke Dich mit alter Freundschaft ans Herz. Marie."

„Wissen Sie nun, Heinrich," sagte Minna den Brief zurücknehmend, „was ich von Ihnen verlange? Hoffentlich sind Sie doch auch der Ansicht, daß man Alfred gut aufnehmen müsse, und werden Ihre frühere Abneigung vergessen?"

„Wie wäre es überhaupt möglich, den Sohn unseres Gläubigers, dem wir obenein unser ganzes jetziges Dasein verdanken, nicht so aufzunehmen? Uebrigens wird der junge Mann auch wohl anders sein als das damalige Kind."

„Darin täuschen Sie sich nun wohl gänzlich! Zweifellos ist er derselbe geblieben; das sagt ja schon der Brief seiner Mutter! Aber dennoch, Heinrich, verlange ich von Ihnen die sowohl unserer Geschäftslage wie meinem Herzen schuldige Ruhe und vollständiges Vertrauen. Die Umstände zwingen mich, wie Sie selbst einsehen müssen, zu einer ungewöhnlichen Vertraulichkeit mit dem kranken Kinde meiner Freundin, für das die Mutter meine Pflege in Anspruch nimmt. Also quälen Sie mich nicht, ich flehe Sie im voraus an, mit Ihren kleinlichen Streitigkeiten, und versprechen Sie mir hier in meine Hand —"

„Die Prüfung zu bestehen? Nun, ich habe ja einst das Gelübde gethan, mein Kreuz bis zu Ende zu tragen! Ich werde es halten, besonders nachdem ich mich diese Nacht in einer so heikeln Sache habe beugen lassen. Ich werde alles thun, was Sie wollen, aber —“

„Nun, was denn, mein Freund?“

„Schonen Sie mich, so viel Sie können!“

Seine Augen waren feucht, als er dies mit einem Ausdruck von Innigkeit sagte, in dem die ganze hingebende Gewalt seiner Liebe lag.

„So habe ich Sie gern,“ erwiderte Minna, ihm die Hand reichend.

„O, wenn Sie einst wirklich einen Glücklichern lieben sollten als mich,“ rief Heinrich, „so beschwöre ich Sie, täuschen Sie mich! Wenden Sie alle Mittel der List an, aber lassen Sie mir bis zum letzten Augenblick die glückselige Täuschung! Versprechen Sie mir, daß Sie mich täuschen wollen?“

„Theurer Freund, das sind ja immer noch Ihre überspannten Ideen! Ihre Voraussetzung ist unmöglich. Ich vertraue Ihnen so gänzlich; weshalb wollen Sie nicht das Gleiche thun in Bezug auf mich?“

„Ach, wir kämpfen nicht mit gleichen Waffen,“ antwortete Farel traurig. „Ich fühle und sehe, daß

ich schneller alt werde als Sie. Trotz Ihrer himmlischen Güte wird die Zeit kommen, wo Sie, meiner überdrüssig, eine Seele finden werden, die, weniger vom Unglück berührt, als die meinige, frischer auf die Regungen der Ihrigen einzugehen versteht. Dieser Augenblick, Minna, wird mein Tod sein und deshalb beschwöre ich Sie: täuschen Sie mich!“

„Nun, wenn Sie es durchaus wollen,“ sagte Frau von Wangenheim lächelnd, „so verspreche ich es! Wenn Sie mich nicht längst an eine Menge oft liebenswürdiger, meist aber höchst sonderbarer Uebertreibungen gewöhnt hätten, würde ich Ihre Idee ganz merkwürdig beleidigend finden müssen. Aber so, wie Sie nun einmal sind, setzt mich nichts von Ihnen in Erstaunen. So werde ich Sie denn täuschen, mein Freund, wenn es nötig sein sollte!“

## VII.

Schon kurz nach Abgang des Briefes der Frau Marselle hatte sich Alfred auf die Reise begeben, seelensfroh, dem elterlichen Hause auf einige Zeit entrinnen zu können, wo er sich in keiner Weise verstanden fühlte. Zwischen dem rein kaufmännischen Sinne des Vaters und der starren Frömmigkeit der

Mutter konnte diese von einem ungewissen, wirren Schaffensdrange getriebene Natur sich weder befriedigt, noch ermutigt und angeregt fühlen. Was Alfred wollte, war ihm selbst nicht klar. Selten wissen es begabte Wesen in diesen Jahren des Uebergangs vom Kinde zum Jüngling, in welchen die Seele gewissermaßen tastend und lauschend die Bedürfnisse der Geister und Herzen zu erraten trachtet, und wieder in sich selber hineinschaut, um zu entdecken, ob etwas, was diese Anforderungen befriedigen könne, in ihr vorhanden sei. Schwache Naturen erliegen leicht der ungewöhnlichen Erregung, dem unruhigen Schwanken, der fieberhaften Thätigkeit, welche sie das, was sie am innern Leben gewinnen, an wirklichem Genuß opfern lassen; dadurch werden sie sich und andern unerträglich, weil sie weder da noch dort Verständnis finden. Die Mutter Alfreds täuschte sich in ihrer puritanischen Begrenzung am meisten über das Wesen ihres Sohnes, indem sie diesen schöpferischen Trieb, der nicht wußte, was er aus sich machen sollte, für Verwirrung der Sinne nahm. Die von ihr vorausgesetzte Leidenschaft Alfreds für Laura hätte sie eher klug leiten als rasch ersticken sollen, um seinem Dichten und Trachten einen gewissen Mittelpunkt zu geben. Aber kaum hatte der junge Mann einigemale mit etwas lebhafterm Ausdruck in

die schwarzen Augen Lauras geschaut, als Frau Marselle all ihren Einfluß auf Julie in Bewegung setzte, um sie zu vermögen, daß sie ihren Schützling von Paris fortführe. Alfred durchschaute die geheimen Beweggründe seiner Mutter, und da er sich keines Unrechts bewußt war, sah er in ihnen nicht die vorsorgende Mutterliebe, sondern eine kleinliche Quälerei, die ihm Paris und das Vaterhaus verleidete. Er strebte nach Freiheit, und für einen jungen Mann besteht diese in Unabhängigkeit.

Als Alfred die Höhe des Wasgaus erreicht hatte, verließ er den Postwagen, um mit Hilfe eines Führers den Weg nach Liebershofen zu Fuß anzutreten. Mit einem niegekannten, unbeschreiblich glücklichen Gefühl durchwanderte er die dichten Wälder, atmete entzückt die von Tannenduft erfüllte reine Luft, trank aus den Quellen am Wege, schlug bei jedem Ausblick in die Gegend vor Freude in die Hände und schaute mit trunkenen Blicken in die dämmerige, wellige Ebene und auf die alte Stadt Zabern zu seinen Füßen.

Ein ins Thal vorspringender Felsen nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hoch oben an der gewaltigen, unter dem dichten Grün der Schlingpflanzen fast verschwindenden rötlichen Masse entdeckte er eine

Inschrift, die ihn zu dem Wunsche veranlaßte, hinaufzuklettern. Während er überlegte, wie er sein Ziel am besten erreichen könne, bemerkte er einen Offizier, welcher oben stand, ihn beobachtete und ihm den Fußpfad andeutete, der zur Höhe führte. Alfred beeilte sich, den Wink zu befolgen. Als er außer Atem oben ankam und dankend zu dem Fremden trat, sagte dieser freundlich:

„Was war natürlicher, als daß ich Ihnen zeigte, was Sie augenscheinlich suchten?“

„Meine eigentliche Absicht,“ erwiderte Alfred, „war die nähere Untersuchung dieser Inschrift. Dürfte ich vielleicht Ihre Güte auch dabei in Anspruch nehmen? Sie scheinen, über die Sache unterrichteter als ich, und wohl ebenfalls nur zu diesem Zweck herauf geklettert zu sein.“

„Da haben Sie nicht unrecht,“ entgegnete der Offizier. „Mein Anteil an den geschichtlichen Denkmälern dieses schönen Landes, an das meine Pflicht mich wohl noch eine Zeit lang fesseln wird, veranlaßt mich oft zu solchen Streifereien. So vernehmen Sie denn, daß ein lothringischer Herzog, von den Franzosen verfolgt — ich weiß nicht genau, wann — mit seinem Pferde von diesem Felsen herab gesprengt, unversehrt unten angekommen und auf diese Weise

seinen Feinden entkommen sein soll. Nach ihm heißt dieser Ort der Karlssprung."

„Ein schöner Vorwurf für eine Ballade!" meinte Alfred.

„Liberalibus studiis imbutus es, generose puer," versetzte Gady, denn er war der Offizier. „In der That hat ihn ein deutscher Dichter längst behandelt. Nur spielt bei ihm die Sage in Böhmen und er feiert einen Grafen Harras als kühnen Springer."

„Die deutschen Dichter nehmen uns aber auch alle anziehenden Stoffe weg!" rief Alfred mit dem Aerger des angehenden Poeten, der andere sich zuvorgekommen glaubt.

„Nun, Sie können ja Gleiches mit Gleichem vergelten und dürften überm Rhein reiche Ausbeute finden! Weshalb unternehmen die Franzosen nicht für die Millionen, die wir Ihnen jetzt entführen werden, eine geistige Razzia gegen unsere literarischen Schätze?"

„Halten Sie uns denn für so arm an Ideen, mein Herr," fragte Alfred ein wenig verletzt, „daß wir dies nötig hätten?"

„An tief dichterischen Gedanken allerdings," fuhr Gady trocken fort. „Ich kann darüber urteilen, denn ich kenne das deutsche wie das französische Schrifttum. Rhodanum bibi Rhenumque! Eine kleine Auffrischung

könnte Ihren Landsleuten nicht schaden. Sie sind Pariser, mein Herr?"

„Das bin ich. Doch Ihre Dichter sind mir nicht ganz fremd. Meine Mutter ist eine Deutsche, das heißt eine Elsässerin, und aus ihren Erzählungen habe ich manches über die deutsche Literatur erfahren, die ich nun hier an der Grenze näher kennen lernen möchte."

„Das ist brav, junger Mann! Mancher Ihrer Landsleute wird wohl, neugierig wie Sie, denselben Weg einschlagen; aber nicht jeder dürfte auf den Erfolg zu rechnen haben, für den die Anweisung auf Ihrer Stirn geschrieben zu stehen scheint."

Alfred errötete vor Vergnügen und eine Stimme seines Innern gab dem Rittmeister durchaus recht in seiner Annahme.

„Da Sie somit zweifellos Schiller schon nennen hörten, so richten Sie Ihre Blicke dort hinunter auf die drei Hügel, deren jeder von einer Burg gekrönt ist. Sehen Sie sie?"

„Gewiß!"

„Am Fuße des dritten von hier aus liegt ein Eisenhammer, der jener sein soll, der durch den frommen Diener der Gräfin von Savern berühmt geworden ist. Sie sollten nicht versäumen, den Ort

aufzusuchen, um so mehr auch die Gegend sehr lieblich ist."

„O, zweifellos werde ich später hingehen," entgegnete Alfred. „Aber heute abend muß ich noch in Liebershofen eintreffen."

„So haben wir einen Weg. Mein Regiment liegt dort."

„Salve, custos juventutis meae," sagte Alfred heiter; „gratias tibi libenter ago!"

„Ei, sieh den Lateiner," versetzte der Rittmeister lachend und seinem jungen Gefährten herzlich die Hand schüttelnd.

Dann machten sie sich mit einander auf den Weg.

---

## VIII.

Es gibt Menschen, denen es auf der Stirn geschrieben steht, daß man sie lieben muß. Alfred gehörte zu ihnen. Daher erlag auch der Rittmeister im Laufe der Unterhaltung bald ebenso sehr dem lebendigen Ausdruck seiner mit leicht angedeuteten, auf unaufhörliche Seelenarbeit weisenden dunklern Ringen umgebenen Augen, als dem wechselnden, die feinen Lippen in allen Abstufungen zärtlicher Hingabe, begeisterten Entzückens und geistreichen Spottes

umspielenden Lächeln desselben. Die ungezwungene, gewandte Art des jungen Mannes, sich zu geben, welche die der besten Gesellschaft war, und seine von ihm angedeuteten Beziehungen zu der Familie von Wangenheim genügten dem Rittmeister vollständig, um mit Alfred, dessen Namen er nicht einmal kannte, in kürzester Frist auf ganz vertrauten Fuß zu kommen.

„Kennen Sie die Wangenheims persönlich?" fragte er diesen, als sie durch die Weingärten und unter den schon herbstlich vergoldeten Kastanienbäumen dahin schritten.

„Nicht gerade genau," erwiderte Alfred. „Ich sah Frau von Wangenheim und auch Herrn Farel, als ich selbst noch ein halbes Kind war, in Paris. Die Schönheit der erstern machte damals auf mich einen solchen Eindruck, daß ich sie heute wohl wieder erkennen würde. Sie sind wohl befreundet mit der Familie, mein Herr?"

„Was Farel anbetrifft, allerdings," versetzte Gaby. „Dieser vortreffliche Mensch ist mein langjähriger Freund. Auch Sie werden schnell mit ihm bekannt werden. Er ist namentlich mit den deutschen Dichtern sehr vertraut und kann Ihnen beim Studium derselben von Nutzen sein."

„Und Frau —"

„Frau Farel oder Frau von Wangenheim?“ fiel der Rittmeister mit leicht spöttischem Nachdruck ein.

„Gibt es denn überhaupt eine Frau Farel?“ fragte der junge Pariser.

„Ich glaube ja. Aber in Liebershofen nicht. Sie hat ihren Platz abgetreten.“

„Wie denn das, mein Herr? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Sie sind eben noch sehr jung. Aber raten Sie, wenn Sie können —“

„Ich bitte Sie, stacheln Sie meine Neugierde nicht so! Sagen Sie mir gerade heraus, an wen Frau Farel ihren Platz abgetreten hat.“

„Aber so denken Sie doch einmal ein wenig nach!“ Er sah den jungen Mann pfiffig lächelnd an.

„Nicht möglich!“ rief dieser, plötzlich begreifend, aus. „Und meine Mutter schickt mich hierher, um mich vor der Liebe, um meine Reinheit zu bewahren, wie sie selbst sagt, zu dieser Frau von Wangenheim, deren heldenhafte Tugend und Entsagung sie bis in den Himmel erhebt! Das ist aber wirklich spaßhaft und traurig zugleich!“

„Ihre Frau Mutter hat trotzdem vollständig recht. Hier hebt eins das andere nicht auf. Farel ist ein ausgezeichneter Mensch; Frau von Wangenheim ein

Engel; Wangenheim ein sehr höflicher, alter Herr — so beiläufig verhält sich die ganze Geschichte."

Alfred war sichtlich verstimmt und nachdenklich geworden.

„Was fehlt Ihnen denn, junger Mann?" fragte der Rittmeister. „Schlief vielleicht das Andenken an Frau von Wangenheim in irgend einem Winkel Ihres Herzens, um jetzt durch einen kleinen Eifersuchtsanfall erweckt zu werden? Nehmen Sie sich da vor Farel in acht; das ist ein grimmiger Wächter seines Schatzes."

„Und sind das alle Glieder der Familie in Liebershofen?" fragte Alfred, wie wenn er diese Bemerkung überhört hätte.

„Bis auf ein kleines Mädchen von elf oder zwölf Jahren, ein zartes, scheues kleines Geschöpf, das von seiner Mutter sorgsam verborgen gehalten wird."

„Aus Klugheit?"

„Aus Vorsicht. Sie denkt vielleicht, wie alle Frauen, die mit dem Herzen zu leiden haben, dadurch ihre Tochter vor dieser Klippe zu bewahren. Doch sehen Sie, dort ist Liebershofen."

Das Schloß, welches jetzt vor ihnen lag, glänzte mit seinen Fenstern und seinem Schieferdach im lebhaften Rot der sinkenden Sonne, als wenn es im

Feuer stände. Rosiger Schimmer überflutete die Weingärten und das Silberband des Flusses, welcher das bezaubernde Bild begrenzte.

„Sie haben Glück,“ sagte der Offizier. „So lange ich hier bin, sah ich noch keine so herrliche Beleuchtung.“

„Wie die Natur doch unempfindlich ist gegen die Leiden der Völker wie der einzelnen!“ sprach Alfred träumerisch und traurig. „Welche Schmerzen müssen, wenn alles so ist, wie Sie eben andeuteten, unter dieser herrlichen Außenseite wühlen!“

„Sie sehen die Sachen zu düster an, mein junger Freund,“ versetzte Gady. „Ich möchte lieber sagen: welche Genüsse mag sie verbergen!“

---

## IX.

„Erinnern Sie sich noch des kleinen Geographen?“ sagte Alfred, als er sich Frau von Wangenheim vorstellte. „Nun kommt er, sein Versprechen zu erfüllen. Werden Sie ihn nicht zurückschicken?“

„Auf diese Frage habe ich nur die eine Antwort,“ entgegnete Minna lächelnd: „Wir wollen Sie hier so gut pflegen, daß Sie in kürzester Zeit von Ihren Leiden, von denen mir Ihre Mama schreibt, vollständig befreit sein werden!“

„Wenn Sie mich pflegen wollen, gnädige Frau, so laufe ich Ihnen gleich davon, das sage ich Ihnen im voraus! Damit hat mich meine gute Mama zur Verzweiflung gebracht, und ich hoffte hier so unabhängig zu sein, daß ich mich selbst umbringen könnte, wenn es mir beliebte und mich niemand daran hindern würde.“

„Doch, ich, mein junger Freund, die ich mit Leib und Seele für Sie einzustehen habe! Und nun müssen Sie mir gleich sagen, ob Ihnen etwas fehlt, denn Sie sehen recht blaß aus.“

„Das mag einzig daher kommen, weil ich die Strecke von Zabern hierher zu Fuß zurückgelegt habe. Ich traf unterwegs einen sehr angenehmen Gesellschafter, den österreichischen Rittmeister Gady —“

„Woher kennen Sie ihn?“ fragte Minna, flüchtig errötend.

„Nur von jener Begegnung. Man wird schnell mit ihm bekannt. Ich habe solche Leute gern. Und was macht denn Herr Farel?“

„Sie werden ihn gleich selbst sehen. Aber nun noch einmal: womit möchten Sie sich am liebsten erfrischen?“

„Je nun, ich sah Weinberge beim Schlosse, da gibt es also gewiß reife Trauben. Wenn ich darum

bitten dürfte, gnädige Frau, — denn Sie müssen wissen, ich nasche sehr gern!"

Indem er sich in dieser Weise von vornherein als alter Bekannter geberdete, liebenswürdig jeder Laune, jedem Einfall folgte, war Alfred in wenig Stunden der Liebling des ganzen Hauses geworden. Farel konnte nicht genug erstaunen über diese Umwandlung des verzogensten Kindes in einen angenehmen, heitern, geistreichen jungen Mann. Frau von Wangenheim gegenüber benahm sich Alfred mit so gefälliger, ungezwungener Liebenswürdigkeit, daß der an steife Formen gewöhnte Schweizer dadurch aufs äußerste verwirrt wurde. Selbst die schüchterne Lilli begrüßte ihn zutraulich.

„Lieber Freund," sagte er am folgenden Tage zu Farel, „bitte, machen wir einen Gang durchs Dorf. Sie sind doch gewiß mit den Leuten hier bekannt und könnten mich ihnen vorstellen."

Gesagt, gethan. Beim Pfarrer sprach Alfred wie ein Fachmann vom Weinbau, von Bibelgesellschaften und Predigtwerken und ließ sich von ihm erklären, wer Jerusalem und Reinhard wären. Beim Müller machte er einige schlechte Witze, die von diesem mit Entzücken als Proben des neuesten Pariser Tons aufgenommen wurden, untersuchte mit Kennermiene die

Beschaffenheit des Mehls und umarmte beim Weggehen Rosel mit den Worten: „Sie müssen mir schon verzeihen, Frau Rosel, aber ich kann nicht widerstehen — ich muß Ihre hübschen, frischen Wangen küssen!"

„Ach, Sie sind sehr gütig, mein Herr!" erwiderte diese, indem sie verschämt mit ihrem Schürzenzipfel spielte.

Menschen wie Alfred teilen das Los der Schönheit: wo sie sich in der menschlichen Gesellschaft zeigt, herrscht sie; sei sie gefallsüchtig, grausam, treulos — gleichviel, sie ist eben sie selbst. Hier auf dem Lande, wo ohnehin jede Höflichkeit des jungen Parisers eine Herablassung schien und seine gefällige Sprechweise als Muster von Geschmack und Geist galt, bedurfte Alfred nicht einmal seiner Launen, um zu herrschen. Das Geständnis: Das ist ja ein wahrer Engel! war das durchgehende Urteil aller, die mit ihm verkehrten.

Wangenheim aber sagte sich mit hämischem Lächeln: „Du wirst mich rächen!" Begreiflicherweise konnte eine Natur wie die seinige weder den seine Mitwirkung gänzlich ausschließenden Geschäftsbetrieb noch Farels Großmut ihm gegenüber verwinden. Seiner Art gemäß verstand er seinen übeln Willen unter der geschmeidigsten Zuvorkommenheit zu verbergen. Doch kaum war Alfred

eine Woche in Liebershofen, als er ihn beiseite nahm.

„Herr Alfred,“ sagte er zu ihm, „ein Wort im Vertrauen! Ob Sie gleich noch sehr jung sind, ermöglichen Ihnen Ihre seltenen Gaben doch vollständig das Verständnis jeder Lage. So begreifen Sie sicher, wie entwürdigend und unerträglich die meinige ist. Ich habe die ganze hiesige Unternehmung aus dem Nichts geschaffen und in flotten Gang gebracht, den nur ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen vorübergehend lähmen konnte. Und dieser Augenblick wurde benützt, um mich, dessen Geist trotz der Jahre noch fruchtbarer ist als der anderer, aus allem Recht und aller Thätigkeit zu setzen, obgleich Sie überzeugt sein dürfen, daß der Vorteil Ihres Vaters in meinen Händen auf ungleich erfolgreichere Weise gewahrt und gefördert werden würde, als es jetzt geschieht. Wollen Sie mir Ihre Hilfe leihen?“

„Und in welcher Weise?“ fragte Alfred, der in stummer Verwunderung zugehört hatte.

„Indem Sie Ihrem Vater das Verhältnis zwischen mir und Farel mit der Klarheit und Schärfe darlegen, die Sie in so hohem Grade auszeichnen, mein junger Freund. Ein Wort seinerseits wird Farel zu vernünftigerer Einsicht bringen.“

„Aber wie könnte ich mich zu einer solchen Handlungsweise verpflichten, ohne Herrn Farel davon in Kenntnis gesetzt zu haben?“

„Wie Sie wollen, junger Mann. Indessen muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß man alles aufbieten wird, Ihr von Hause aus so scharfsichtiges Urteil durch Verleumdung meines Charakters, meiner Fähigkeiten und Absichten irre zu führen.“

„Aber weshalb in aller Welt, Herr von Wangenheim, sollte Herr Farel, der geradeste, offenste Mensch, den ich je kennen lernte, Sie verleumden wollen?“

„Mein Lieber,“ entgegnete Wangenheim in schmerzlich feierlichem Tone, „die Gründe, die ihn leiten, entziehen sich der Besprechung! Seine Rolle in dieser Angelegenheit ist die des Räubers, der einem Greise sein Kleinod nimmt, weil dieser nicht mehr die Kraft hat, es zu verteidigen. Ihr Zartgefühl wird das Nähere erraten. Uebrigens thun Sie bezüglich meiner Bitte, was Ihnen gut dünkt.“

„So werde ich mit Herrn Farel sprechen,“ meinte Alfred; „wenn ich auch voraussetze, daß ein derartiger Schritt für Sie mehr unangenehm als nützlich sein könne.“

Alfred hatte richtig vorausgesehen. Farel erklärte kurzweg mit großer Bitterkeit, daß er bei der geringsten

Unannehmlichkeit, die man ihm in Paris bereite, die Fabrik sofort ihrem Schicksal überlassen werde. Seine üble Laune entlud sich über Herrn von Wangenheim und verschonte auch keineswegs dessen Gattin. Das war es aber, was der alte Ränkeschmied beabsichtigte: durch einen Dritten den Charakter seines Teilhabers derart zu verbittern, daß dieser die zerstörende Arbeit der verschiedenen dessen Verhältnis zu Minna beeinträchtigenden feindlichen Gewalten in der Seele Farels vollende.

---

## X.

Es war Ende Oktober, und Alfred, dessen Gesundheit sichtlich kräftiger geworden war, sollte beim Beginn des Winterhalbjahrs die Straßburger Akademie beziehen. Einige Tage vor seiner Abreise schlug ihm Frau von Wangenheim den Besuch einer der zahlreichen Ruinen vor, welche die Umgegend von Liebershofen zieren.

„Sonst würden Sie uns ja verlassen,“ sagte sie, „ohne einen wirklichen Begriff von unserm Berglande zu haben, das Sie bei Ihrer Ankunft so schön fanden!“

„Das beweist Ihnen mindestens, gnädige Frau,

daß ich mich im Liebershofener Schlosse selbst sehr wohlgefühlt haben muß!“ entgegnete Alfred verbindlich.

„Nach dieser Schmeichelei trachtete ich durchaus nicht, mein junger Freund, als ich Ihnen einen ernst gemeinten Vorwurf machte, den Sie vollauf verdienen. Vergaßen Sie nicht sogar das Lilli gemachte Versprechen, mit ihr einen Ausflug nach Windstein zu machen? Seit vierzehn Tagen harrt das arme Kind vergebens der Erfüllung desselben.“

„Ach, mein Gott, was verspricht man Kindern nicht alles, wenn sie uns bitten!“

„Das ist aber gar nicht schön,“ versetzte Minna ernst. „Frauen Versprechungen zu machen und nicht Wort zu halten — nun, das ist einmal ein durch den Gebrauch geheiligtes Verfahren, um selbst für den Mann von Geist verdienstlich gefunden zu werden. Aber wenn man Kindern das gegebene Wort bricht, pflanzt man die Keime zu Mißtrauen und Verrat in die jungen Seelen und begeht schon deshalb eine schwere Sünde, weil man kein Recht hat, das einzige Glück dieses Daseins, seinen kurzen Frühling, zu vergiften.“

„Sie sind so reizend, wenn Sie predigen, gnädige Frau, daß ich mich allein um des Vergnügens willen, von Ihnen zurechtgewiesen zu werden, hundertmal des

Tages versucht fühle, zu sündigen. Ich bekenne mich hiermit als reuigen Sünder."

„Lilli, wo sind Sie?" rief dann Alfred übermütig, und schon war er verschwunden, das schöne Kind zu suchen, das Frau von Wangenheim in ihren mütterlichen Träumen, bereits herangewachsen, an Alfreds Seite von ihm gequält und angebetet sah. Dieser betrachtete es vorerst nicht anders als einen reizenden Schmetterling, der in seinem willkürlichen Fluge vor uns über eine Wiese flattert und dem wir einen kurzen Augenblick folgen, ohne gerade unglücklich zu sein, wenn er unserm Gesichtskreis entschwindet. Die Mutterliebe blendete aber Minnas scharfen Blick derartig, daß ihre geheimen Hoffnungen in helle Freude ausbrachen, als sie den jungen Mann mit dem Mädchen zurückkommen sah. Er zog die Kleine an beiden Händen vorwärts und rief schon von weitem:

„Ich bringe eine Gefangene. Jetzt bitte ich sie vergebens! Sie will sich rächen, die Kleine."

„Lassen Sie mich los, Sie Abscheulicher!" bat Lilli, indem sie, sich hin und her windend, vergeblich freizukommen suchte. „Wollen Sie mich nun gleich loslassen!"

Sie sagte letzteres in so befehlendem Tone, daß Alfred sie sofort freigab. Dann hob sie stolz ihr

reizendes Köpfchen und indem sie mit beiden Händen die blonden Locken, welche ihr in dichten Ringeln über das Gesicht gefallen waren, zurückwarf, sagte sie:

„Sieh nur, Mama, wie unartig Herr Alfred ist! Wenn ich nicht will, zwingt er mich mit Gewalt, ihm zu folgen, und wenn ich ihn bitte, mit mir zu gehen, läßt er mich sitzen!"

„So sind eben die Männer alle," versetzte Minna lächelnd. „Aber Du, Kleine, solltest immerhin dankbar sein, wenn ein Erwachsener sich mit Dir befassen will."

„Dafür danke ich schön!" entgegnete Lilli mit allerliebstem Schmollen und der unnachahmlichen Zickzackbewegung von Schultern und Hüften, welche ebenso gut ein gefallsüchtiges Ja wie Nein zu bedeuten pflegt. „Wann fahren wir also?"

„Sofort, meine Allerschönste!" erwiderte Alfred. „Es ist angespannt, aller Augen warten auf Sie! Ist's gefällig, allerstrengste Gebieterin?"

Damit führte er Lilli zum Wagen und setzte sie zwischen sich und ihre Mutter.

Es war jene Zeit des Jahres, in der die Gegend erst gegen Mittag aus den Nebelschleiern aufzutauchen, dann aber um so glänzender der schwermütig matten Sonne ins Antlitz zu schauen pflegt. Als sie in Windstein ankamen, war es inzwischen recht warm geworden,

so daß Lilli Hut und Tuch abnahm und beides leicht auf Alfreds Arm warf.

„Ach, wie gut ist's so," rief sie fröhlich, „ohne allen diesen Umhang um Kopf und Schultern!"

Wäre sie einige Jahre älter gewesen, so hätte sie mit aller Absichtlichkeit nicht mehr erreichen können, als jetzt in ihrer unberührten Unbewußtheit. Denn ihr schön geformter Kopf, der entzückend auf einem feinen Halse aufgesetzt war, sah mit dem kindlich frischen Gesichtchen ohne Hut weit vorteilhafter aus.

„Aber Lilli, bist Du unvorsichtig!" sagte ihre Mutter besorgt. „Ich bitte Dich, nimm wenigstens das Tuch wieder um."

„Jetzt werde ich ja tüchtig laufen, Mama. Wenn wir zurückfahren, ist's Zeit genug dazu!"

Schloß Windstein ist nicht wie andere derartige Wohnstätten der Vorzeit mit festen Mauern auf die Felsen gebaut, sondern großenteils in sie eingesprengt und sieht in der Ferne wie ein Cyklopenbau, in der Nähe wie eine Vereinigung zahlreicher Räuber- oder Zigeunerhöhlen aus. Dieses Wandervolk pflegte denn auch oft genug darin vorübergehend zu hausen. Zur Bequemlichkeit etwaiger Besucher der Burgreste waren damals von außen Leitern angebracht, welche bis zur Höhe des gewaltigen Baues führten, von der man, aller-

dings in ziemlich unbeschützter Stellung, das Schloß, die bewaldeten Hügel, das enge Thal mit seinen dunkeln Teichen und die dämmernden Fernen überschaut.

„Ich möchte Sie schon mit Lilli hinaufsteigen lassen, Alfred,“ sagte Frau von Wangenheim; „aber nur so, daß ich euch mit den Augen folgen könnte, und ihr müßtet auch versprechen, gleich wieder herunterzukommen.“

Sie verpflichteten sich, diesen Wünschen Rechnung zu tragen, und Alfred stieg voran, während Lilli, geschmeidig wie eine Eidechse, auf der schwankenden Leiter folgte. Von Zeit zu Zeit blieb ersterer stehen, um ihr die Hand zu reichen.

„Nur immer voran!“ rief sie heiter. „Ich kenne den Weg besser als Sie.“

Kaum war sie oben angelangt, als ein plötzlicher ziemlich starker Luftzug, welcher die leichten Nebelreste wegfegte und das trockene Laub der Bäume, wie die spärlichen Grashalme schüttelte, Lilli umzuwerfen drohte. Alfred faßte sie um die zarten Hüften. „Stützen Sie sich nur fest auf mich!“ sagte er zu ihr.

Es liegt etwas ungemein Ursprüngliches und Anmutiges in solchem Schutze eines kaum zum Jüngling gereiften Knaben über ein halb erwachsenes Mädchen. Vertrauen und gänzliche, noch nicht durch gesellschaftlichen Zwang oder den jungfräulichen Trieb der Scham

beengte Hingebung von der einen, halb stolzes, halb übermütiges Bewußtsein der Männlichkeit von der andern Seite schienen auch hier einen reizenden Entwurf der Zukunft zu bilden.

Von dem plötzlichen Luftwechsel erschreckt, rief Frau von Wangenheim ihr Kind sofort zurück und hüllte es, da sie es blaß aussehend fand, in ihr eigenes Tuch.

Schon wollten sie eiligst den Hügel hinabsteigen, damit Lilli sich wieder erwärme, als eine alte Zigeunerin mit lederharter, runzeliger Haut aus einem der Steingemächer des Schlosses ihnen gerade in den Weg trat.

„Darf ich Ihnen die Zukunft künden, mein Dämchen und mein feiner junger Herr?“ fragte sie.

„Ach, lassen Sie uns lieber gehen!“ antwortete Alfred, indem er ihr ein Geldstück zuwarf.

Die Alte fing es auf, drehte es unzufrieden in der Hand hin und her und rief:

„Geh uns aus dem Wege, Hündin! heißt das. Natürlich ist er stolz, der schöne junge Herr, weil er unter einem glücklichen Stern geboren ist, und die Glücklichen werden immer schlecht. Aber das zierliche kleine Reh an seiner Seite ist schüchtern und gut, das möchte sich gern mit einem Goldstück die Lebenslinien in seiner niedlichen weißen Hand deuten lassen —“

In der That war Lilli trotz des Drängens ihrer Mutter mit kindischer Neugier stehen geblieben und starrte die Wahrsagerin an. Sie hätte gar zu gern aus deren Mund vernommen, daß sie einst eine vornehme Dame werden würde. Aber Alfred, welcher in den Zügen der Frau von Wangenheim eine große Unruhe und Besorgnis sah, reichte der Alten ein zweites Geldstück und sagte sanfter:

„Nun lassen Sie uns aber auch in Frieden."

Da diese trotzdem nicht von der Stelle ging, stieß er sie mit dem einen Arm unsanft beiseite, während er, den andern Minna reichend, die Damen unverzüglich den Hügel hinab geleitete.

„Sie thun schon recht daran, mein schöner Herr, die Damen mit sich fortzunehmen!" rief ihnen die Zigeunerin boshaft nach. „Wenn man einen Feuerbrand an den Schuhen trägt, wirft man sie aber besser von den Füßen und läuft barfuß! Geht nur hin! Ihr alle werdet härter auf euern Daunenbetten sterben als ich auf meinem Stein. Lauf nur, kleines Reh! Es hilft Dir nichts, der Jäger wartet auf Dich hinter dem Baum! Ich höre schon die Kugel pfeifen! Lauf nur, lauf —"

In diesem Augenblick fiel wirklich nicht allzu fern im Walde ein Schuß und der eigentümliche Zufall,

welcher das an sich natürliche Geschehnis mit den Worten der Alten zusammentreffen ließ, entsetzte Frau von Wangenheim derart, daß sie sich eilends umwandte, um sich zu überzeugen, ob ihre Tochter wirklich nicht getroffen sei. Noch mehr erschreckt von der Totenblässe Lillis, rief sie:

„Mein Gott, wie unklug und strafbar war ich, daß ich Dir erlaubte, die Burg zu besteigen!“

„Sie sind aber doch so ängstlich, wie eine Mutter nur sein kann!“ scherzte Alfred. „Ganz wie die meinige! Deshalb bete ich Sie auch an wie diese; nur mit dem Unterschied, daß ich Mama sehr lieb habe, wenn ich fern von ihr, Sie aber, wenn ich bei Ihnen bin!“

„Lassen Sie Ihre Schmeicheleien jetzt beiseite, Alfred, und machen wir nur schnell, daß wir heimkommen.“

„Ist Ihnen wirklich unwohl, Lilli?“ fragte Alfred, nun ebenfalls besorgt, indem er sich Vorwürfe machte, daß er das junge Mädchen so lange oben auf der windigen Höhe festgehalten hatte.

„Mir ist nur ein wenig kalt,“ erwiderte sie. „Mama ängstigt sich auch gleich so sehr!“

Und mit einem herzlichen Kuß machte sie sich vom

Arm ihrer Mutter los und lief lustig auf den unten haltenden Wagen zu, während sie Alfred zurief:

„Fangen Sie mich!"

---

## XI.

Gegen elf Uhr Abends bemerkte Farel noch Licht in dem Zimmer Lillis, welches neben dem ihrer Mutter lag. Er ging in dasselbe hinab, wo er Frau von Wangenheim am Bett der Kleinen wachend traf.

„Verzeihen Sie mein Eindringen," sagte er. „Als ich zu dieser Stunde noch Licht hier sah, fürchtete ich, daß Lilli von der heutigen Fahrt vielleicht krank geworden sei."

„Sie haben sich leider nicht getäuscht, lieber Farel," antwortete Minna. „Augenblicklich schläft die Kleine zwar, aber sehen Sie nur, wie unruhig ihr Schlummer ist!"

„Sie sind auch wirklich grenzenlos unvorsichtig, — halten Sie dies unumwundene Wort meiner gewohnten Aufrichtigkeit zu gut! Wie konnten Sie bei dem unbeständigen Wetter dieser Jahreszeit eine derartige Fahrt mit dem zarten Kinde unternehmen! Die Hoffnungen, die Sie an Ihr Vorgehen nach dieser Richtung knüpfen, sind geradezu thöricht, die

reinen Luftschlösser! Alfred wird Ihnen wie ein Aal entschlüpfen. Selbst wenn er jetzt einiges Interesse für Lilli zeigt, ist das nur eine Form, um Ihnen den Hof zu machen!“

„Da haben wir wieder Ihre alten Voraussetzungen, Farel. Sie sind eben unverbesserlich!“

„Und Sie unbarmherzig! Ich spreche nicht von Ihren Mutterpflichten, — was Sie in dieser Beziehung zu thun und zu lassen haben, muß Ihr eigenes Herz bestimmen — aber von den Pflichten gegen Ihren Freund. Diese treten Sie mit Füßen! Meine Mannesehre sollte mir Schweigen darüber gebieten, doch die Schwäche meines Herzens macht mich reden, und so gestehe ich Ihnen, daß es unter Ihrem Vergessen tief leidet!“

„Sie wollen mich wohl absichtlich beleidigen, Farel! Sie sind es, der unser Uebereinkommen, Ihr gegebenes Wort vergessen! Uneingedenk desselben überhäufen Sie mich seit vierzehn Tagen unausgesetzt mit Vorwürfen, die, das muß ich Ihnen nur sagen, langsam an der Empfindung zehren, die ich für Sie dessenungeachtet festzuhalten mich bemühe!“

„Aber können Sie denn gar nicht begreifen, was ich leide, wenn ich Sie mit ihm die Berge durchstreifen sehe und allen Genüssen der Natur hingegeben weiß,

die die Herzen Gefühlen der Zärtlichkeit so zugänglich machen! Sie erfreuen sich an den Schmeicheleien des jungen Parisers, legen Ihre Hand auf seinen Arm — o, ich habe es wohl bemerkt, wie Ihre zarten Finger die seinen umfaßten, als er Ihnen aus dem Wagen half! Denken Sie denn, das sei nichts? An jemand, der wie ich nichts besitzt als Ihre Liebe, wird eine solche von Ihnen einem andern bewilligte Gunstbezeugung zum Raube!"

„Ich habe Sie ausreden lassen," entgegnete Minna kalt und gelangweilt, „weil ich sehen wollte, wie weit Sie mit Ihren Beleidigungen gehen würden. Wollen wir die Rollen wechseln? Ich bin es zufrieden. Dienen Sie Alfred zum Führer in der Umgegend; ich werde inzwischen, so gut ich kann, Ihre Arbeit in der Fabrik verrichten."

Ein bitteres Lächeln spielte um Farels Lippen.

„Heinrich," fügte Minna zärtlicher hinzu, „ich denke ja immer an Sie, wenn ich solche Ausflüge unternehme, und habe nur den einen Wunsch, daß Sie mit uns sein könnten! Wenn Sie den Zwang der Verhältnisse anklagen, so sind Sie im Recht, aber sich über mich beschweren, ist heller Wahnsinn!"

„Wahnsinnige Liebe, nichts anderes!"

„Alfred reist ja ab. Nur noch zwei Tage seien

Sie ruhig und vernünftig, dann kommen wir wieder in den gewohnten Gang der Dinge."

„Das heißt: Sie kommen wieder hinein und vielleicht sehr gegen Ihren Geschmack! Ich für mein Teil habe ihn nie verlassen."

„Leiser, Farel, bitte, leiser! Sie wecken mein kleines Mädchen auf!"

Lilli warf sich gerade ungestüm auf die andere Seite.

„Der Jäger, der Jäger!" rief sie im Traume. „Dort — dort! Und die Hexe! Ach, Mama, Mama!"

Frau von Wangenheim fühlte sich von Schreck und Entsetzen geschüttelt.

„Hätten wir doch diese unglückliche Spazierfahrt nicht unternommen!" seufzte sie. „Und Sie, Heinrich, haben nicht einmal so viel Mitleid mit mir, daß Sie mir Ihre Vorwürfe heute ersparen!"

„Die Drohung der Zigeunerin quält Sie also derartig? Sie scheint auch den Sinn Lillis vollständig zu beherrschen. Aber ängstigen Sie sich nicht allzu sehr; morgen wird alles vergessen sein. Sie bleiben wohl heute nacht bei ihr?"

„Gewiß."

„So erlauben Sie mir, Ihnen in der Pflege behilflich zu sein. Ich könnte doch nicht schlafen, wenn ich Sie voll Kummer weiß."

Minna gewährte diese Bitte. Die gemeinsame Sorge für die kleine Kranke führte noch einmal eine Versöhnung zwischen den beiden Herzen herbei, die dem Bruch ihrer Beziehungen nahe waren.

---

## XII.

Zu Ende des Jahres 1815 war Straßburg nicht mehr die literarisch berühmte Stadt, die sie noch im vorigen Jahrhundert zu Schöpflins Zeiten gewesen war, als hunderte von Deutschen und Russen hier ebenso eifrig germanische Gelehrsamkeit wie gallische Feinheit zu erwerben suchten. Der Archäolog Oberlin, der Historiker Koch waren tot, die Bänke der einst überfüllten Hörsäle fast leer. Die zweimalige Besetzung des Landes durch die Verbündeten, die schweren Lasten des Krieges, die fast vollständige Niederlage von Handel und Gewerbe und besonders auch die von vornherein aus allen Kräften gehaßte Wiederkehr der Bourbonen auf den Thron Frankreichs gaben Straßburg einen finstern, ermüdeten Ausdruck. Er ließ gewissermaßen die in ihren alten Einrichtungen im Sturm der Revolution untergegangene Hochschule, welche das Kaiserreich als Akademie wieder aufgerichtet hatte,

ihre verfallende Größe beweinend und Ahnungen von noch Schlimmerm hingegeben, in einem Trauerrahmen erscheinen. Immerhin wies sie jedoch, als Ueberreste einer ruhmreichen Vergangenheit, noch einige Männer von ausgezeichnetem Wissen und eigenartigen Bestrebungen auf, von denen Alfred die Anregungen erhalten sollte, welche er suchte. Alles, was er von ihnen lernen konnte, war ihm neu. Sie zerteilten vor seinen Augen die Nebel, welche für junge Franzosen über dem Lande jenseits des Rheins lagen, und zeigten ihm auf reichhaltigen und anziehenden Gebieten der verschiedensten Art einzelne erhabene Geistesgrößen, so hehr und gewaltig wie die Gebirge im Süden desselben und eine stattliche Anzahl beachtenswerter Talente, tief, wild und stürmisch wie die Meere, die seine nordischen Küsten bespülen. Diese letztern besonders schienen ihm zuzurufen: Vermittle uns Deinen Landsleuten, erschließe ihrem Verständnis unsere idealen philosophischen Anschauungen, unsere geheimnisvollen Dichtungen!

Alfred fühlte sich so glücklich und ruhig, wie derjenige stets ist, der ein schwankendes, ungewisses Ziel plötzlich klar und scharf vor sich sieht. Er wollte, ein neuer geistiger Vermittler der zwei großen Kulturvölker, das von Frau von Staël begonnene Werk weiter führen und glaubte damit eine sein ganzes Dasein ausfüllende

Aufgabe vor sich zu haben. Tag und Nacht bei der Arbeit, begegnete er in jedem Augenblick neuen, begeisternden Gedanken. Er nahm sie, wie sie sich ihm, naiv und gewaltig zugleich, darstellten, ohne kritische Sonderung in sich auf, bewegte sie in Kopf und Herz bis zur leidenschaftlichsten Hingabe an dieselben, wobei sich unwillkürlich eine gewisse Umwandlung der Ideen selbst vollzog, steckte sie, des ihnen mitunter eigenen Ueberschwangs entkleidet, in ein neues, zierliches, wohl auch ein wenig gekünsteltes Gewand und gewann dadurch die angenehme Empfindung, als sei er selbst ihr Urheber.

Unter seinen Studiengenossen befand sich ein junger Deutscher, der nur wenige Jahre mehr zählte als er und bereits außergewöhnliche geschichtliche und philosophische Kenntnisse besaß, die aber jede Empfindung des Herzens unterdrückt zu haben schienen. Alfred hing sich wie ein Blutegel an Bernhard Link. Verstand er es doch meisterhaft, andere für seine Zwecke auszubeuten, und machte sich daraus um so weniger ein Gewissen, als Jedermann ein Vergnügen daran fand, dem reichen, liebenswürdigen und geistreichen Pariser gefällig sein zu können. Er erstaunte, unter dem durch Nachtwachen und Bücherstaub blaß und mager gewordenen Aeußern, den gelehrten und wunder=

lichen Reden Bernhards ein warm fühlendes, der Liebe und Freundschaft zugängliches Herz zu finden. Dieser Gegensatz erregte die besondere Neugier Alfreds, welcher, sich der von ihm ins Auge gefaßten Aufgabe stets bewußt, eifrig die Charaktereigenschaften der rechtsrheinischen Nachbarn zu erforschen strebte. Mit dem Verstande konnte er wohl die Begeisterung der Deutschen für die Wissenschaft, wie für ideale Bestrebungen und Empfindungen begreifen, mit dem Herzen aber vermochte er sie keineswegs zu teilen.

An einem Dezemberabend saßen die beiden Freunde mit andern Studenten in einem ihrer gemeinschaftlichen Versammlungsräume, wo in herkömmlicher Weise das Bier in Strömen floß. Wie gewöhnlich, drehte sich die Unterhaltung um literarische Zeitfragen, diesmal besonders um den damals entbrannten Streit, ob Schiller oder Goethe der größere der beiden deutschen Dichterfürsten sei. Alfred trat lebhaft für letztern ein.

„Ihr sprecht von Sittlichkeit?“ rief er. „Ich für mein Teil verbanne den Katechismus aus dem Reich des Schönen! Euer Schiller ist übrigens ein netter Sittenlehrer! Wenn ich nach euch und den jungen Mädchen, die von ihm begeistert sind, urteilen darf, hat er der deutschen Jugend hundertmal

mehr geschadet als der erhabene Nebenbuhler seines Ruhms. Schiller mit seinen idealen, halb philosophischen, halb sinnlichen Dichtungen, ist meines Erachtens der größte Verführer, den es geben kann. Er allein hat in euch allen das höchst eigentümliche, ja geradezu unglaubliche Bedürfnis erzeugt, für ein namen- und wesenloses Scheinbild zu schwärmen. Indem er die Frauengestalten seiner Dichtungen in die Wolken erhebt, sie mit himmlischem Lichtschein umgibt, hat er sich alle weiblichen Herzen zu eigen gemacht; ihr aber, unglückselig schwache Geschöpfe, anstatt euch dagegen aufzulehnen und den trügerischen, glänzenden Nebel zu zerteilen, in den er jene Wesen hüllt, die doch gleich euch nur Menschen sind, ihr gebt euch unwürdigerweise dazu her, in seinem Sinne mit dem Ausdruck einfältiger Seligkeit vor ihnen auf den Knieen zu liegen, oder steht starr und steif mit verdrehten Augen vor diesen modernen Heiligen. Kommt doch zu euch, in des gesunden Menschenverstandes Namen! Laßt die Johannen und Theklas in ihren überirdischen Räumen und wendet euch zu den menschlichen Gestalten Goethes, die uns die Frauen zeigen, wie sie sind.“

„Hört doch nur diesen abscheulichen Spötter,“ entgegnete Bernhard, „der auch in seinem dichterischen

Geschmack den eingefleischten Franzosen nicht verleugnen kann! Warum sollen wir nicht das Alltagsleben mit himmlischen Farben verklären und die Frauen mit dem Glanze schmücken, mit dem Schiller durch das Beispiel seiner Heldinnen das Geschlecht über sich selbst zu erheben trachtet? Um solche Wesen schaffen oder auch nur verstehen zu können, bedarf es allerdings des Glaubens an die Fähigkeit der menschlichen Natur, sich im geeigneten Augenblick auf ihrer vollen Höhe zu zeigen, des Glaubens an das Volk, das, indem es jene idealen Wesen für möglich hält, beweist, daß ihre Natur in der seinigen wurzelt. Goethe aber, diesem Heiden, diesem ewigen Proteus, fehlt dieser Glaube. Gestern deutsch in seinem Gretchen, berauscht er sich heute an Hafis, schreibt morgen griechische Trauerspiele oder übersetzt Voltaire und spottet hinterher über die von ihm selbst aufgestellten Regeln des Geschmacks, wie er sich denn überhaupt gleichgiltig gegen die aus seinen Händen hervorgegangenen Schöpfungen erweist. Die darin niedergelegten Empfindungen sind das Ergebnis der Berechnung; selbst wenn Worte der Erzengel von seinen Lippen strömen, höre ich die näselnde Stimme seines Mephisto durch. Der Dichter verschwindet bei ihm hinter dem schriftstellernden Staatsmanne."

„Und ich sage euch," versetzte Alfred, „daß es zum Wesen des wahren Genies gehört, seine Werke mit der Allmacht unerschöpflicher Schaffensfülle in die Welt hinauszuschleudern und sich dann nicht mehr kleinlich um ihr Schicksal zu sorgen. Das eigenste Sein des Genies ist eben das Schaffen an sich! Unversiegbar entströmen ihm die mannigfaltigsten Ideen und nur mit seinem Leben endet dies. Es hat den unermeßlichen Schatz nur zu verteilen, denn es trägt ihn, zu fertiger Münze geprägt, in sich."

„Vortrefflich, wie Du die Dichtkunst materialisirst!" fuhr Bernhard auf. „Du machst den Dichter zum Bankier! Die Aufgabe des echten Poeten ist es doch wahrhaftig vor allem, uns jene bessere und vollkommenere Welt ahnen zu lassen, die die Religion den gläubigen Herzen verheißt. Kein noch so reich vom Himmel begnadetes Genie aber trägt fertig geprägtes Gold in sich; es gibt vielmehr dem Barren erst die Form und bleibt für sie verantwortlich. — Doch Dich überzeugen zu wollen, wäre vergebliche Mühe," unterbrach er sich, als er das überlegene Lächeln um Alfreds Lippen sah. „Du bist ebenso gleichgiltig und von Dir selbst eingenommen wie Dein Abgott Goethe, und mein Zorn belustigt Dich in demselben Grade wie unsere hochfliegende Begeisterung.

Wir sind wirklich gutmütige Kerle, daß wir Dir so gefällig unsere Breitseite darbieten!"

„Wißt Ihr was?" fiel ihm Alfred ins Wort, „lassen wir unsern Streit durch den Professor Arnold entscheiden! Ihr werdet doch weder gegen die Urteilsfähigkeit noch die Unbestechlichkeit dieses Richters etwas einzuwenden haben?"

„Durch den Verfasser des ‚Pfingstmontag'?"*) antwortete Bernhard lebhaft. „Gegen den habe ich vor allem einzuwenden, daß ein von Goethe so günstig beurteilter Dichter diesem selbst gegenüber kaum unbeeinflußt zu urteilen im stande sein dürfte. Der Patriarch von Weimar verschmäht es eben nicht, zuweilen auch andern Weihrauch zu streuen. Nachdem er durch vierzig Jahre selbst den süßen Duft eingesogen hat, fürchtet er vielleicht, die Schar seiner blinden Anhänger könne sich lichten und die geheimnisvolle Wolke sich allmälich verziehen, hinter der er als Fleisch gewordener Schöpfer der heutigen Dichtkunst thront."

„Nun spielst Du den Spötter," sagte Alfred. „Ich habe übrigens schon oft erfahren, daß selbst

---

*) Ein von Goethe eingehend besprochenes Lustspiel in elsässischer Mundart.

jene, die vorzugsweise mit dem Herzen leben, ungeachtet sie allein die Großmut verbrieft beanspruchen zu können glauben, recht wohl von vergifteten Waffen Gebrauch zu machen verstehen, wenn es ihnen paßt. Selbst euer vielgepriesener, edler Schiller hat den armen, verlassenen, sterbenden Bürger ganz gehörig hergenommen. Das sage ich Dir nur, lieber Bernhard, um Dir zu beweisen, daß in der Dichtkunst wie im Leben nur die Thoren das Spiel der Narren treiben. Wenn Schiller das Dasein einzig von der idealen Seite erfaßte, so hat er dabei seine Rechnung auch dann gefunden, wenn er ohne bewußte Absicht Charaktere und Dinge dieser Welt so wiedergab, wie ihre Bilder in den trügerischen Spiegel seiner Seele fielen. Wo bleibt aber da sein Verdienst?"

„Lassen wir ihn! Er faßt nicht, was er als Franzose nicht empfinden kann!" rief Bernhard, indem er mit seinen Gefährten aufbrach.

Alfred sah sie mit einer gewissen Befriedigung gehen. Er begriff zwar, daß es auch im Schrifttum Parteileidenschaft geben könne, ließ sich jedoch dazu nicht hinreißen. Obgleich er eine ausgesprochene Vorliebe für Goethe hegte, war dieser in seinen Augen doch durchaus nicht vollkommen. In dieser Hinsicht gab es für ihn in der Dichtkunst nur eine allgemeine Auswahl, was

allerdings stärker für seinen Scharfblick und seine geistige Unabhängigkeit als für angeborene Herzenswärme sprach. Im Umgange mit seinen deutschen Studiengenossen trat das gallische Wesen in ihm mit doppelter Schärfe hervor; er steifte sich gegen den Einfluß des Fremden, indem er ihn zu beherrschen strebte.

---

## XIII.

Aus seinen literarischen Arbeiten wurde Alfred plötzlich durch einen Brief Farels aufgeschreckt.

„Lilli ist zum Tode krank," schrieb dieser. „Kommen Sie, sie möchte Sie noch einmal sehen. Ich teiie Ihnen dies im Namen der Frau von Wangenheim mit."

Alfred fühlte sich von dieser Nachricht erschüttert. Obgleich er ab und zu gehört hatte, daß das arme Kind von einer Brustkrankheit heimgesucht sei und an langsamem Fieber dahinsieche, hielt er doch das Uebel nicht für so ernster Natur. Einige notwendige Besorgungen, mit denen ihn Farel gleichzeitig beauftragte, verzögerten seine Abreise, und da er, selbst unter dem Nebelwetter der Rheinebene leidend, in der Nacht bei fünfzehn Grad Kälte nicht reisen konnte, kam er erst am dritten Tage nach Empfang des Briefes in Liebershofen an.

Totenstille herrschte dort in der Fabrik wie im Schloßhofe. Das große Thor war, wie um ungebetenen Besuch abzuwehren, fest geschlossen. Alfred ging mit Benützung eines in den Schnee getretenen Fußpfades durch den Garten und öffnete die Glasthür, die zum Saal führte. Während draußen ein einförmiges Weiß die Wintergegend einhüllte, blühte hier der Frühling in seiner ganzen Frische. Mit Blüten und Knospen bedeckte Rosenstöcke, Flieder- und Orangenbäume umgaben, ihren süßen Duft ausatmend, den schmalen Sarg, welcher Lillis Leiche umschloß. Sie lag darin noch unberührt von der entstellenden Hand der Verwesung. Ein Christusbild ihr zu Häupten schien mit seinen am Kreuze ausgebreiteten Armen ihr zu sagen: „Komm zu mir, mein Kind," jede auf sie niedergeneigte Blume das eigene kurze Blühen und frühe Sterben in dem Schicksal dieser so rasch geknickten Menschenschwester zu ahnen. Dicht bei ihr saß die unglückliche Mutter, die krampfhaft die Hände rang, während sie, im übrigen unbeweglich, mit verzweifelndem Blick an den Zügen des geliebten Kindes hing.

Alfred stand starr und stumm vor diesem unerwarteten Anblick. Beim Geräusch der sich öffnenden Thür ging ein Zittern durch Minnas Körper. Sie

erhob sich, stürzte auf Alfred zu, ergriff seine Hände und rief:

„Nicht wahr, sie wird noch einmal mit Ihnen herumlaufen?“

Alfred, welcher diesem Wahnsinn der Verzweiflung in unwillkürlichem Antrieb entgegenkam, ging auf den Sarg zu, beugte sich über das Gesicht des jungen Mädchens und flüsterte zärtlich:

„Komm, liebe Lilli!“

„Ach,“ seufzte Frau von Wangenheim, „wecken Sie sie doch lieber nicht auf! Sie schläft so gut!“

„Da haben Sie recht, gnädige Frau,“ erwiderte Alfred. „Aber jetzt kommen Sie mit mir und stören Sie sie nicht.“

Und indem er ihren Arm unter den seinigen zog, gelang es ihm, sie von dem Orte der Trauer wegzubringen.

Man benützte diesen Umstand, um den Sarg zu schließen und das Begräbnis, dem sich die verzweifelte Mutter bis dahin mit allen Kräften widersetzt hatte, zu beschleunigen.

Junge Mädchen aus dem Dorfe trugen Lilli zur letzten Ruhestätte. Ein neben dem Kinde Farels geöffnetes, mit Blumen ausgestreutes Grab nahm den Sarg auf. Mit dem Klange fallender Eisenstücke rollten die hart gefrorenen Erdschollen hinab.

Bald war die Grube gefüllt und der niederrieselnde Schnee bedeckte mit gleichmäßiger Hülle Blumen und Erde.

Alfred blieb einige Tage im Trauerhause. Seine Anwesenheit schien für Frau von Wangenheim, deren geistige und körperliche Kräfte vollständig erschöpft waren, unbedingtes Bedürfnis zu sein und hielt allein vielleicht den Wahnsinn von ihrem Gemüte fern. Vom Beginn der Krankheit ihres Kindes an hatte sie in Farels Gesicht einen schweren Vorwurf zu lesen geglaubt. Sie irrte nicht. Jede Unvorsichtigkeit an sich würde er verziehen und Minna über die Ursache des Uebels getäuscht, sie den Zustand Lillis als eine unabwendbare Folge der Notwendigkeit haben betrachten lassen. Aber von Eifersucht durchwühlt, konnte er es nicht vergessen, daß es die Spazierfahrt mit Alfred war, welche den Keim der schrecklichen Krankheit so schnell entwickelt hatte, der das junge Mädchen zum Opfer gefallen. Unfähig, seine Gefühle zu verbergen, ließ er seine Offenheit auf Kosten der Großherzigkeit walten und erreichte damit, daß Minna gerade um seines Uebermaßes von Liebe willen anfing, sich von ihm abzuwenden. Von dieser Seite konnte der Armen daher kein Trost erwachsen. Dennoch hatte sie Heinrichs Hand mit innigem Danke gedrückt für die zarte Sorg-

falt, mit welcher er Lillis Sarg und Totenzimmer schmückte.

Gewöhnlich vermögen wir es nicht, unsere Leidenschaft wie im Sprunge von einem Gegenstande einem andern zuzuwenden. Das langsame Loslösen ist aber um so schlimmer, weil es die Hoffnung der Rückkehr auszuschließen pflegt. So nahm auch Farel, ungeachtet seiner beständigen, treuen und opfervollen Hingabe, seit dieser verhängnisvollen Zeit nicht mehr die erste Stelle in Minnas Zuneigung ein, wenn sie gleich noch vor sich selbst diese Abnahme der Wärme ihrer Gefühle für ihn mit ihrem tiefen mütterlichen Schmerze zu erklären suchte. Ueberdies hatte sie in ihren Zukunftsplänen auf kaum glaubliche Weise das Dasein ihrer Tochter mit dem Alfreds verknüpft gehabt und es schien ihr jetzt, daß es ein Sohn sei, welcher, an ihrem Bette knieend und ihre Hände küssend, sie zu trösten versuchte, indem er bat:

„Weinen Sie nur, gnädige Frau, ich flehe Sie an, weinen Sie! Das wird Ihnen Erleichterung gewähren!"

Die außerordentliche Dehnbarkeit seines Wesens machte Alfred ganz besonders fähig, Schmerz und Freude eines andern zu verstehen, ohne daß er selbst mehr davon ergriffen worden wäre als ein guter

Schauspieler, welcher, indem er jeden Eindruck, den er empfängt, durchaus beherrscht, ihm um so lebendigern Ausdruck zu geben weiß. Weder Falschheit noch Berechnung, war dies vielmehr seine eigenste Natur.

Eines Abends bemühte er sich, am Kaminfeuer Thee für Frau von Wangenheim zu bereiten, welche noch immer das Bett zu hüten gezwungen war.

„Möchten Sie ihn recht heiß, gnädige Frau?“ fragte er geschäftig.

„So, wie Sie ihn mir geben, wird er gut sein, lieber Alfred,“ antwortete Minna mit leidender Stimme.

„Wie froh bin ich, daß Ihnen alles zusagt, wie ich es mache! Und doch vermag ich das alles nur wie ein Halbblinder zu thun, ohne jede Kenntnis von der Sache.“

„Sie handeln eben nach Ihrer Eingebung, und diese läßt Sie immer das Richtige treffen, teurer Sohn.“

„O, bitte, wiederholen Sie dieses Wort, gnädige Frau! Ach, wie ich Sie verstehe! Welche Aufgabe ich darin gefunden haben würde, Ihre Zukunft in minder düstere Farben zu tauchen! Eine Mutter wie Sie gewinnen, heißt gleichzeitig eine Schwester und eine Freundin finden und häuft so auf ein einziges Herz drei Empfindungen, deren jede einzelne eine Welt von Reichtum birgt!“

„Kommen Sie her, Alfred, und sagen Sie mir ernsthaft: würden Sie einst die Hand unseres teuern geschiedenen Engels begehrt, würden Sie gesagt haben: Sei mein Weib, Lilli? — Ach, als ich damals Ihren Arm schützend um die zarte Gestalt geschlungen sah, hätte ich Zaubergewalt besitzen, sie mit einemmale erwachsen, ach, und so schön machen wollen, so schön —"

„Wie Sie selbst sind, gnädige Frau!"

„Nein, nein! Schön und gut, damit sie Ihrer würdig gewesen wäre. Und nun sind so plötzlich alle diese schönen Träume dahin —"

Thränen strömten über Minnas Wangen. Alfred trocknete sie.

„Weinen Sie nur," wiederholte er; „aber sagen Sie sich, daß Sie einen Sohn an Ihrer Seite haben, der mit Ihnen weint!"

„Leider wird er nur nicht mehr lange, morgen schon nicht mehr da sein!"

„Glücklicherweise befinde ich mich dann aber nicht am andern Ende der Welt. Ein Wort von Ihnen, ein leiser Wunsch, — und ich werde Ihre Wünsche ahnen — so eile ich zu Ihnen zurück!"

In diesem Augenblick trat Farel ein. Seine Stirn verdüsterte sich, als er den jungen Mann über

diejenige geneigt sah, der er selbst nie anders als mit der verehrenden Zurückhaltung schüchternster Liebe zu nahen gewagt hatte. Doch nahm er sich zusammen, indem er sich sagte: „Sie beweint ja ihr Kind!"

---

## XIV.

Alfred hatte seine Studien in Straßburg wieder aufgenommen und in kurzer Zeit war auch in Liebershofen der frühere Gang der Dinge in sein Recht getreten. Minnas Herz allein blutete fort. Farel hingegen nährte die nicht unberechtigte Hoffnung, daß seine Freundin nach diesem Verluste sich seinen Wünschen nicht mehr entgegensetzen und in die gerichtliche Auflösung ihrer Ehe mit einem längst bürgerlich toten Manne willigen werde, der überdies nicht aufhörte, unter der Hand die Menschen seiner Umgebung gegen einander zu erbittern, Mißhelligkeiten herbeizuführen, und durch diese Mittel sein ehemaliges Uebergewicht über Farel einigermaßen wieder zu gewinnen suchte. Dieser hatte nach dem Tode Lillis seine Sorge für Minna verdoppelt. Ihre Zurückhaltung und ungleiche Laune schrieb er ebensowohl dem berechtigten mütterlichen Schmerze wie ihren körperlichen Leiden

zu. Es wäre ihm durchaus unmöglich erschienen, daß fünf Jahre der unausgesetzten, uneigennützigsten opfervollen Hingebung jetzt, da das früher von Frau von Wangenheim aufgestellte Hindernis verschwunden war, nur die Verlängerung des peinvollen frühern Verhältnisses zur Folge haben sollten.

Eines Abends sprach er darüber ohne Umschweife. Minna war noch immer in einem Zustande großer Entkräftung ans Bett gefesselt, welcher ihre Züge, ohne ihre Schönheit zu beeinträchtigen, nur ausdrucksvoller machte.

„Teure Freundin," begann Heinrich, „fern sei es von mir, Ihren Schmerz tadeln zu wollen! Sie wissen, daß ich ihn vollauf teile. Doch sind nun drei Monate seit jenem traurigen Ereignis vergangen. Unbedingt werden Sie, ob freiwillig oder gezwungen, ins Dasein zurückkehren. Soll es aber für Sie nicht auf immer öde und trostlos bleiben, so müssen Sie die Möglichkeit neuer Anknüpfungen, selbst der Hoffnungen und Sorgen neuer Mutterpflichten — denn diese gehören notwendig zu Ihrem ganzen Bestehen — wieder ins Auge fassen lernen."

„Ich weiß, wo Sie hinauswollen," erwiderte Minna kalt. „Aber das wird nie geschehen."

„Und weshalb nicht?" rief Farel mit dem Aus-

druck tiefsten Schmerzes. „Wollen Sie denn Ihr ganzes Leben dem elenden gesellschaftlichen Herkommen opfern? Herr von Wangenheim kann jetzt für Sie nur noch ein Stein des Anstoßes sein, den beiseite zu schieben Sie das volle Recht haben! Die einzigen Pflichten, die Sie an ihn banden, bestehen nicht mehr. Brechen Sie also Ihre Fesseln; ich werde das Gleiche thun! Wenn Sie noch auf meine Liebe vertrauen, müssen Sie auch wieder Glauben an die Zukunft gewinnen. Haben Sie sich aber hierin verändert, dann allerdings —"

„Nun, dann?"

„Dann bliebe mir nichts übrig, als den Knoten zu durchhauen und Sie zu fliehen —"

„Farel, Sie sind unvernünftig wie kaum jemand! Weshalb denn unser schönes Verhältnis, das bis heute seine Dauer erwiesen hat, ändern um der Zufälligkeiten einer Verbindung willen, die gerade durch ihre Unauflöslichkeit unerträglich werden kann? Gewiß verdenken Sie es mir nicht, wenn ich entsetzt vor einer zweiten Ehe zurückweiche, die mich einzig den Herrn wechseln lassen würde. Denn, ich sage es Ihnen unverhohlen, Sie würden aus einem ergebenen, liebevollen Freunde ein eifersüchtiger und herrischer Ehemann werden."

„Nun ja, Minna,“ entgegnete Heinrich mit flüchtig launigem Ausdruck; „ich habe Sie bisher so entsetzlich gequält, daß Sie gerechten Grund zu dieser Furcht haben dürften! — Ach,“ fügte er in zärtlich schmerzlichem Tone hinzu, „was nützt dem Manne alle Beständigkeit, wenn es möglich ist, nach so viel Jahren der Treue, in denen ich Ihnen nahe genug stand, daß Sie mich ganz durchblicken konnten, derartig verkannt zu werden! So wissen Sie also nicht, daß ich Ihnen gegenüber allen eigenen Willen verschworen habe, daß ich gar nicht mehr ich, sondern gänzlich in Ihnen aufgegangen bin? Glauben Sie mir, Minna, Sie würden umsonst die ganze Welt nach einer so ergebenen Seele wie die meinige durchsuchen! Und ich, der ich ohne alle Aussicht auf Belohnung Ihr Sklave war, was werde ich erst anfangen vor Entzücken, wenn ich endlich meine Liebe frei und offen gestehen darf, wenn Sie selbst mir sagen: Genug des Leides, jetzt sollst Du glücklich sein!“

„Aber denken Sie denn gar nicht, Heinrich,“ sagte Minna, die sich ein wenig erschüttert fühlte, „an alle die abscheulichen, langweiligen Förmlichkeiten, die eine Scheidung in Frankreich erschweren? Sie sagen sich auch nicht, welch bösen Schein unsere Eigenschaft als doppelt geschiedene Gatten auf die von

uns geschlossene Verbindung werfen müßte. Ebensowenig bedenken Sie, wie die auf unser äußeres Leben so einflußreichen Marselles, besonders meine von Jahr zu Jahr strenger religiöse Freundin, durch die Nachricht von unserer Vereinigung empört sein dürften. An das alles muß ich arme Frau, wahrlich gegen meinen eigenen Wunsch, Sie erst erinnern!"

„Gegen Ihren Wunsch, Minna?" fragte Heinrich zweifelnd. „Das glauben Sie doch selbst nicht! Wenn Sie fühlten wie ich, würde ein einziger Schlag Ihres Herzens alle diese mühsam zusammengesuchten Gründe umwerfen, diese ohnmächtigen Voraussetzungen, die der Sturm einer mächtigen Liebe in den gesellschaftlichen Sumpf zurückschleudert, der sie allein gezeitigt hat!"

„Und die sich immer wieder erheben, sobald der Sturm vorüber ist," antwortete Minna lebhaft. „Nein, ich habe durch mein aufrührerisches Herz nur zu sehr gelitten! In Zukunft soll es mir nicht mehr Gesetze vorschreiben! Glauben Sie, Heinrich, daß ich wahrhaftig sehr gegen meinen Willen so zu Ihnen rede! Suchen Sie sich mit dieser schwesterlichen Freundschaft zu begnügen, die ich Ihnen für alle Ewigkeit gewidmet habe, aber verlangen Sie nicht mehr! Dieses letzte Jugendfeuer erlischt, und Sie werden einst selbst unsern

Entschluß segnen! Nichts findet sicherern Lohn als Entsagung —"

„Vortrefflich gepredigt," unterbrach sie Heinrich. „Sie sollten die Stelle des Pfarrers Ressel übernehmen! Der würde entzückt sein, wenn er Sie so streng urteilen hörte! Was mich betrifft, so bin ich dieses Lebens des ewigen Zwangs überdrüssig, das nur eine lange, bittere Täuschung für mich ist! Sie freilich in Ihrer kalten Gleichgiltigkeit gegen meine Leiden halten sie für nichts Außergewöhnliches! Großen Dank dafür! Das muß nun enden! Weiß Gott, der überschwänglichste Romanschreiber müßte mich für eine närrische, unmögliche Gestalt erklären, wollte ich ihm meine bisherige wahnsinnige Enthaltsamkeit mitteilen!"

„Sie erschrecken mich, Heinrich! Ich begreife Sie in diesem Ausbruch gar nicht! Wollen Sie mich dadurch einschüchtern? Und doch sollten Sie wissen, daß Sie auf diese Weise mir gegenüber nie zum Ziele kommen, ja daß dies vielmehr das sicherste Mittel sein würde, meiner Achtung und meines Herzens verlustig zu gehen!"

„Ich sehe ohnehin deutlich genug, wieviel Boden ich auf dem geheimnisvollen Gebiete, das Sie Ihr Herz nennen, verloren habe! Leben Sie wohl, gnädige

Frau! Ihre Ausflüchte sind nur Einkleidungen Ihrer Weigerung! Leben Sie wohl!"

„Einer Weigerung? Da irren Sie, Heinrich!" stammelte Minna bestürzt durch die Heftigkeit Farels. „Einer Weigerung? Gewiß nicht! Aber fassen Sie denn nicht, daß ich, bevor ich Ihnen in einer so wichtigen Sache einfach Ja oder Nein sagen kann, Tage, Wochen, vielleicht Monate der Ueberlegung brauche?"

„Und so vergeht die Zeit! Aber sei es. Leider wissen Sie ja, daß ich mich an jeden Schimmer von Hoffnung klammere, den Sie mir bieten. Täuschen Sie mich also noch einige Zeit; der Augenblick des Erwachens wird doch früh genug kommen!"

Und indem er dies mit dem Ausdruck der Verzweiflung rief, stürzte er aus dem Zimmer, ohne sich durch einige liebevollere Worte Minnas zurückrufen zu lassen.

---

## XV.

Alfred, der in dem Ungestüm seiner Studien auf seine Gesundheit keine Rücksicht genommen hatte, fühlte sich gegen Ende des Winters derartig angegriffen, daß er einen Arzt zu Rate zu ziehen genötigt war.

Dieser gebot dringend die sofortige Unterbrechung der Arbeit. Alfred reiste daher mit der Absicht nach Liebershofen, sich dort während des Frühlings und eines Teils des Sommers, kurz, so lange aufzuhalten, bis er sich von neuem anhaltender Thätigkeit hingeben könne. Wie allen Kranken von lebhafter Einbildungskraft, dienten ihm seine Leiden gewissermaßen zur Verherrlichung, indem er sie vor sich selbst und andern übertrieb. Mitunter hielt er sich für unheilbar und empfand das lebhafte Bedürfnis, seine eigene Unruhe alle, welche ihm nahe standen, mitempfinden zu lassen. Sobald er dann seine Freunde durch seine Furcht mitgequält wußte, glaubte er sich plötzlich wiederum fast gerettet. Dabei liebte er das Leben aus allen Kräften. Trotz seiner Jugend sah er ein festes Ziel des Ehrgeizes vor sich, und der Gedanke, unbekannt sterben zu sollen, hatte für ihn doppelte Schrecken.

Frau von Wangenheim war gesund geworden, nur um Alfred pflegen zu können. „Ruhig, mein Kind," sagte sie ihm in den Augenblicken seiner Verzweiflung; „noch ist es Ihnen nicht bestimmt, neben Lilli zu ruhen!"

Bei aller selbstischen Sorge empfand der Kranke ein unaussprechliches Vergnügen daran, der ausschließliche Gegenstand der ängstlichen Bemühungen einer

trotz des Unterschiedes der Jahre noch schönen und frischen Frau zu sein. Dieses Gefühl entsprang ebensosehr aus seiner Eitelkeit, als aus dem körperlichen Wohlbehagen, welches er der erfinderischen, zarten Aufmerksamkeit dieser liebebedürftigen Seele dankte. Alle ihre Empfindungen vereinigte Frau von Wangenheim auf den, welchen sie ihren Sohn nannte, um mit diesem erlaubten Begriff eine täglich inniger werdende Zuneigung zu bezeichnen. Obgleich Alfred zusehends unter dieser Pflege genas, bat sie ihn doch täglich: „Bleiben Sie lieber hier noch eine Weile krank, ehe Sie es in der dumpfen Stadt unter Ihren abscheulichen Büchern von neuem werden!"

Und er blieb. Denn der Zustand, der ihm so viel liebenswürdige Verwöhnung verschaffte, gefiel ihm ausnehmend.

Farel beobachtete das wunderliche Gebahren der beiden mit wachsender Unruhe und versuchte von neuem, Minna zur Scheidung von Wangenheim zu bewegen. Diese rettete sich wie immer hinter ihre Ausflüchte, konnte aber doch nicht umhin, in der Stille über das Gefühl, welches sie selbst, wie sie sich nicht zu verhehlen vermochte, nach und nach in Alfred wachrief, nachzudenken. Die Möglichkeit, daß der Sohn ihrer Freundin durch sie mit einer ihm bis dahin aus

eigener Erfahrung unbekannten Leidenschaft könne vertraut werden, erfüllte sie mit Unruhe und Gewissensbissen. Ein geringfügiger Umstand sollte diese in Schrecken wandeln.

Ein schöner Maitag hatte Alfred veranlaßt, Frau von Wangenheim zu einer Spazierfahrt im Parke des Zaberner Schlosses aufzufordern. Um Farels eifersüchtigen Bemerkungen zu entgehen, lud diese, welche nur zu gern einwilligte, die Müllerin zur Begleitung ein. Alfred, der sich nicht wenig auf sein geschicktes Pferdelenken zu gut that, fuhr mit dem leichten, offenen Wagen aufs Geratewohl durch die verwahrlosten, ausgefahrenen Wege des Parks, ohne im mindesten auf ihre Unebenheiten Rücksicht zu nehmen. Minna und Rosel schrieen wiederholt laut auf, wenn sie durch die Stöße des Wagens unsanft in die Höhe geschleudert wurden. Die Müllerin besonders bereute es, sich einem so wenig umsichtigen Führer anvertraut zu haben, und verlangte schließlich gebieterisch, man solle sie aussteigen lassen, lieber ginge sie zu Fuß nach Hause. Alfred machte ein beleidigtes Gesicht und drohte Minna mit dem finstersten Ausdruck seiner Augen, sich nicht zu unterstehen, dem Beispiel ihrer Gefährtin Folge zu leisten. Indem sie Müdigkeit vorschützte, blieb sie denn auch gehorsam

im Wagen sitzen, während Rosel flink daneben herging und anfangs fast Schritt zu halten vermochte. Ungeachtet der Vorstellungen seiner mütterlichen Freundin trieb Alfred die Pferde an und fuhr in rasendem Galopp kreuz und quer, bis er endlich, plötzlich anhaltend, sich zu Minna wendete und fragte:

„Wo geht's nun weiter?"

Sie stand im Wagen auf, um sich besser umschauen zu können, und erwiderte nach einigen Augenblicken des Nachdenkens:

„Nach links, glaube ich. Aber heute verläßt Sie ja ganz Ihre geographische Fühlung!"

„In diesem Baumgewirr wäre das nicht zu verwundern! Im Wald von Saint-Germain sind überall Wegweiser, aber in der Provinz ist freilich alles zurück!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, hieb er unwillig auf die Pferde ein, die mit einem plötzlichen Ruck anzogen, wodurch Minna, die noch aufrecht stand, das Gleichgewicht verlor, nach vorne fiel und sich vor einem Sturze nur dadurch bewahren konnte, daß sie mit beiden Händen die Schultern des vor ihr sitzenden jugendlichen Wagenlenkers erfaßte.

„Sie brennen mich ja bis ins Mark der Knochen!" rief dieser wie außer sich, und in der That konnte

sie fühlen und sehen, wie ein krampfhafter Schauer durch Alfreds Glieder lief. Minna hatte sich gleich wieder zurückgeworfen, aber dennoch genügte dieser Augenblick, ihr den unvermeidlichen Eindruck und die ganze Tragweite ihrer Vertraulichkeiten klar zu machen.

Die Müllerin, welche, mit den Wegen wohl vertraut, inzwischen wieder zu ihnen gestoßen und eingestiegen war, schlief während der Rückfahrt ein. Zu jeder andern Zeit würde Minna gern mit Alfred über die nickenden Bewegungen gelacht haben, mit welchen das hübsche Köpfchen Rosels dem Schaukeln des Wagens folgte. Nach dem Vorangegangenen hielt sie es jedoch für angezeigter, selbst Schlaf zu heucheln, um einer Unterhaltung zu entgehen, vor welcher sie nach dem Blick, der sich ihr soeben in ihre Beziehungen zu dem Sohne ihrer Freundin aufgethan hatte, zitterte. Sie erkannte mit Schrecken, in welchem Grade der junge Mann unter dem Vorwand der mütterlichen Liebe, die sie für ihn zu empfinden glaubte, von ihrem Herzen Besitz genommen hatte. Und Alfred war kein Heinrich Farel; nicht einer jener ehrenwerten Charaktere, welche sich durch Gewissen und Pflicht in Schranken erhalten lassen, sondern eine unzähmbare Natur, die durch außergewöhnliche nervöse Reizbarkeit selbst dem eigenen

launenhaft gesteckten Ziele noch verhängnisvoll vorauszueilen sich getrieben fühlte; ein heißblütiges Gemüt, das gute und böse Gedanken mit der Schnelle und Notwendigkeit der Pulsschläge zu Tage förderte; ein vernünftelnder Geist, welcher durch seine eigenen Schlüsse irre geführt wurde und dabei in seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit, seinen unwiderstehlichen Schmeicheleien und dem Ueberraschenden seiner leidenschaftlichen Eingebungen furchtbare Waffen besaß.

Das alles sagte sich Minna während ihres scheinbaren Schlummers, indem sie gleichzeitig an eine kaum entschwundene Vergangenheit zurückdachte und sich der aufrichtigen Selbstverleugnung des armen Farel, seiner täglichen Kämpfe mit seinem von treuester Liebe ganz erfüllten Herzen erinnerte. So kam sie, ohne es zu wollen, dahin, seine rauhen Eifersuchtsausbrüche als die unvermeidliche Folge des unhaltbaren Verhältnisses zwischen ihnen beiden und der Anwesenheit Alfreds erklärlich zu finden. Es schien ihr, daß eine so vollständig uneigennützige Ergebenheit belohnt werden müsse, solle sie nicht in Verzweiflung enden; daß es nur eine fast übermenschliche Entsagung vergelten hieße, wenn sie ihre gesellschaftlichen Vorurteile opfere, um sich mit einem Mann zu vereinigen, der nicht aufhörte sie zu vergöttern, trotz der beharrlich seinen Bitten

entgegengesetzten Weigerung, ihres oft beleidigenden Betragens und der noch bitterern Gleichgiltigkeit, die sie ihm gegenüber fast fortwährend zeigte. In dem schnellen Für und Wider ihrer so plötzlich auf sie eindringenden Erwägungen neigte sich die Wage zu Gunsten Heinrichs und sie beschloß, noch an demselben Abend in diesem Sinne mit ihm zu sprechen.

---

## XVI.

Farel hatte den Tag in furchtbarster Aufregung verbracht. Für ihn war die Spazierfahrt Minnas mit Alfred eine Höllenqual, denn er fühlte unwillkürlich jeden geringsten Fortschritt, den dieser in dem Herzen seiner Freundin machte. Als er den Wagen gegen Abend noch immer nicht heimkehren sah, ging er, aufs tiefste innerlich verstimmt, am Ufer des Flusses hinauf. Das durch den Abfluß aus der Fabrik getrübte träge fließende und schwermütig die Gräser des Ufers streifende Gewässer konnte ihm um so weniger einen erfreuenden Eindruck gewähren, als er seine Augen nicht erhob, um sie über die einen lieblichen Gegensatz dazu bildenden Wiesen, Wälder und

Berge gleiten zu lassen, sondern sie fest auf den Fluß heftete, in welchen er ab und zu gedankenlos am Wege abgerissene Blätter warf. In der Hoffnung, seinen innerlich wie äußerlich — denn auch die Luft schien ihm schwül — unerträglichen Zustand loszuwerden, entkleidete er sich an einer buschigen Stelle, um trotz der hereinbrechenden Nacht zu baden. Die Kälte des Wassers zwang ihn, es bald wieder zu verlassen. Als er seine Kleider anlegte, vermißte er mit fast abergläubischem Entsetzen das kleine goldene Kreuz, welches ihm Minna auf der Rückreise von Paris gegeben hatte. Er suchte es mit aller Anspannung seines geistigen und körperlichen Blickes und einer solchen Hartnäckigkeit, daß heimkehrende Fischer die unermüdlich am Ufer auf derselben Stelle sich bewegende Gestalt für die eines Wahnsinnigen hielten. Endlich erinnerte er sich, daß er die Schnur des Kreuzes nicht von seinem Halse gelöst hatte, ehe er ins Wasser stieg, und mußte zu seinem tiefen Schmerze einsehen, daß ein Suchen im schlammigen Grunde des Flusses besonders zu dieser Stunde unmöglich von Erfolg sein könne.

Er ging daher zurück. Minna, die er schon zu Hause antraf, beeilte sich, einem heftigen Auftritt, welchen Heinrichs verstörtes Aussehen anzukündigen schien,

zuvorzukommen, indem sie ihn durch ein Zeichen einlud, ihr in ihr Zimmer zu folgen.

„Sie scheinen wieder Ihren düstern Gedanken nachzuhängen, Heinrich," begann sie, „und wie gewöhnlich haben Sie mich gewiß angeklagt und verdammt, ohne mich zu hören, nicht wahr?"

„O, Sie wissen ja, daß ich nicht mehr andere, sondern nur noch mich selbst anklage!" entgegnete er. „Blicke ich heute finsterer als sonst, so ist das die Folge des Verlustes meines einzigen Andenkens an glücklichere Tage."

„Ich verstehe Sie nicht. Welches Andenken meinen Sie?"

„Ich verlor das kleine Kreuz, das Sie mir einst gaben."

„Weiter nichts?" sagte Minna lächelnd.

„Ich beschwöre Sie, Minna, im Namen aller derer, die Ihnen teuer sind, im Namen Ihrer Tochter vor allem, nicht dieses spöttische Lächeln! Sie allerdings haben mit diesem Andenken nur leichtfertige Gedanken verknüpft, aber ich in meinem einsamen Elend hing daran wie an einem Talisman. So lange ich den leichten Druck dieses Kleinods auf meiner Brust fühlte, glaubte ich mich gegen jenes Unglück, das ich einzig auf der Welt noch fürchte, gesichert."

„Und welches Mißgeschick soll denn durch den Verlust des Kreuzes angezeigt werden?“

„Das, daß Sie mir offen erklären, was Sie längst in Ihrer Seele bewegen: Das Band zwischen uns sei zerrissen, — ich bin Ihrer überdrüssig!“

„Da Sie nun einmal so viel auf Anzeichen halten, weshalb nehmen Sie nicht lieber diesen Verlust für eine Voraussage des Endes Ihres mönchischen Enthaltungslebens?“

„Wenn das Spott sein soll, Minna, so gleicht er der berechnetsten Grausamkeit! Enthalten Ihre Worte aber einen Hoffnungsschimmer für mich, o, dann flehe ich Sie an, erklären Sie sich bestimmter, lassen Sie Ihre Hand mir den Platz andeuten, den ich allein anstrebe, den Platz zu Ihren Füßen!“

Minna lächelte wieder, aber mit einem Ausdruck von unaussprechlicher Güte, und anstatt ihre Hand in der von Heinrich erflehten Richtung auszustrecken, legte sie dieselbe auf ihr Herz. Atemlos zwischen Furcht und Hoffnung, starrte Heinrich sie einige Augenblicke an. Als sie aber unverändert blieb, rief er außer sich:

„So ist es also wahr? Sie wollen mein sein vor Gott und den Menschen?“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, ja! Schnell sogar! Ich flüchte mich in Ihre Arme wie in ein Heiligtum!“

Kaum war Heinrich ein wenig aus dem Entzücken, in welches ihn diese nicht mehr zweifelhaften Beweise der wiedererwachten Liebe Minnas versetzten, zu sich selbst gekommen, als sofort die nächsten nötigen Schritte zwischen beiden erwogen wurden. Farel sollte ohne Verzug in die Schweiz reisen, um seine Scheidung von Magdalene mit allen Mitteln zu betreiben, während Minna gleichzeitig für sich selbst ein derartiges Gesuch bei dem betreffenden französischen Gerichtshofe einzureichen habe. Langwierige Verhandlungen ließen sich allerdings voraussehen, aber am Ende derselben winkte das Glück.

So wenigstens dachte Farel, der keinen Augenblick am Gelingen, weder an der Gleichgiltigkeit Wangenheims, noch an der Zustimmung der Frau Marselle, am wenigsten aber an der unaussprechlichen Seligkeit zweifelte, welche ihn für die Leiden seiner Jugend entschädigen sollte. Mit der leichten Gefühlsbeweglichkeit eines Kindes war er in Zeit einer Viertelstunde von wildester Eifersucht und trostlosester Verzweiflung zum wahnsinnigsten Freudenausbruch übergegangen. Frau von Wangenheim versuchte ihn durch den eindringlichen Hinweis auf den nicht zu verkennenden bedeutenden

Umfang der sich ihrem Vorhaben entgegenstellenden Schwierigkeiten zur Besinnung zu bringen. Da sie dieses Bemühen als vergeblich erkennen mußte, ließ sie ihn vor sie hinknieen und strich mit ihrer weichen Hand durch sein Haar und über sein Gesicht, indem sie ihm unaufhörlich wiederholte: „Ruhe, Heinrich; um unserer Liebe willen, Ruhe!“

Doch er sprang wie emporgeschnellt auf und rief:

„Ruhe? Ach, die Ruhe habe ich in den Tagen des Elends aufgebraucht; für die Augenblicke der Seligkeit ist mir keine geblieben!“

Um nicht Aufsehen zu erregen, mußten sie sich endlich entschließen, in den Saal hinab zu gehen. Inzwischen war der Müller Hans gekommen, um seine Frau abzuholen und zugleich die politischen Neuigkeiten mitzuteilen, denn er diente bei seiner Beweglichkeit den Schloßbewohnern als lebendige Zeitung. Gänzlich von ihrer eigenen innern Unruhe in Anspruch genommen, hatten Minna und Heinrich mit der Selbstsucht einer tiefen Leidenschaft sich in der letzten Zeit wenig um die Fäden des allgemeinen Geschickes, wie sie sich jenseits der Vogesen knüpften, gekümmert. Ueberdies trug die eigentümliche Stumpfheit, welche sich der Geister in den ersten Monaten der Restauration und eines Friedens bemächtigt hatte, der den an die

kriegerischen Anstrengungen der letzten Jahre geknüpften Hoffnungen in keiner Weise entsprach, dazu bei, den Kammerverhandlungen in der Hauptstadt aus Mangel an Teilnahme nur langsamen Zugang in die Provinz zu ermöglichen. Um so mehr erstaunten daher Frau von Wangenheim und ihr Begleiter, schon von weitem den Müller mit lebhafter Stimme sagen zu hören:

„Glaubt mir's nur, diese Lumpenkerle werden noch alles vernichten, was die Revolution Gutes geschaffen hat! Die Elenden lassen ja keinen Stein auf dem andern!"

„Was gibt's denn Schreckliches, Vetter?" fragte Frau von Wangenheim beim Eintreten heiter.

„Was es gibt, Base? Nun, das gibt's, daß wenn meine Rosel da mir gewisse eheliche Aergernisse bereiten wollte, ich sie nicht mehr dafür strafen könnte und sie vor meiner Nase ungestört fortfahren dürfte — Mehr kann ich nicht gut sagen, um nicht die ehrenwerte Gesellschaft und meine liebe Frau erröten zu machen."

„Aber, zum Kuckuck, was meinen Sie denn eigentlich damit?" rief Farel aufs höchste bestürzt, denn vor ihm schien sich ein Abgrund bodenloser Verzweiflung zu öffnen.

„Sie sind glücklich, Schweizer zu sein, Farel; Sie können Ihre Frau immer noch fortjagen, wenn Sie wollen, während wir jetzt — Doch da sehen Sie selbst!“

Er reichte ihm eine Nummer des „Niederrheinischen Courier“, indem er auf die Stelle deutete, wo Heinrich las:

„Auszug aus dem Moniteur. Gesetz vom 16. Mai 1816. Erster und einziger Artikel: Die Ehescheidung ist aufgehoben.“

Ohne ein Wort zu sagen, gab Farel die Zeitung zurück. Es wurde ihm dunkel vor den Augen und eilends verließ er das Zimmer.

„Ist dieser Farel ein närrischer Kerl!“ rief der Müller. „Die Sache geht ihn doch gar nichts an und doch scheint er ganz bestürzt darüber. Was mag er nur haben?“

Rosel, welche neben ihrem Manne saß, berührte seine Fußspitze mit der ihrigen, um ihn zum Schweigen zu veranlassen. Wangenheim ging mit frohlockendem Gesichtsausdruck, der wider seinen Willen aus seinen kleinen Augen blitzte, im Zimmer auf und nieder. Seine Frau hatte ihre Stickerei aufgenommen, an der sie, den Blick unverwandt darauf geheftet, eifrig arbeitete, während Alfred in einer Ecke des Saals, ohne Ahnung der in dem kleinen Kreise sich geltend machenden höchst

verschiedenen Empfindungen, sich in launenhaften, bald stürmischen, bald einschmeichelnden Phantasien auf dem Klavier erging.

---

## XVII.

Heinrich verbrachte eine entsetzliche Nacht, wie deren nicht viele in einem Menschenleben wiederkehren dürfen, ohne es zu einem verhängnisvollen Ausgang zu treiben. Bei Tagesanbruch verließ er sein Zimmer und unbewußt trugen ihn seine Schritte zu der Stelle, an welcher er am Abend zuvor gebadet hatte.

„Möge es da unten bleiben mit meiner ganzen Vergangenheit, dieses Kreuz der Schmerzen!“ rief er. — „Weshalb muß ich noch den Frühling schauen,“ fuhr er fort, als die Sonne in aller Pracht eines Maimorgens aufging, „und allein ausgeschlossen sein von seinen Wonnen, allein in dieser ewigen bittern Einsamkeit der Seele! — O, wie begreife ich jetzt,“ murmelte er nach langem Starren auf das zu seinen Füßen dahinrinnende Wasser, „wie man sich still in diesen schlammigen Grund betten kann, um das stets gleich fortströmende Element auf immer zwischen sich selbst und die Welt zu bringen! Und welch schneidenden

Spott, welch tiefe Verachtung schleuderte ich einst auf jene, die den Leidenskelch des Lebens freiwillig wegwarfen, um ihn nicht bis zur Hefe leeren zu müssen! Verzeih mir, mein Gott, und gib mir den Mut, dessen ich so sehr bedürftig bin!"

Auch Frau von Wangenheim hatte nach der bedeutungsvollen Nachricht des Abends, wenn auch aus andern Empfindungen, eine schlimme Nacht gehabt. Welche Haltung sollte sie für die Folge einem Manne gegenüber einnehmen, den sie ihren Verlobten genannt hatte, um ihn nun auf einmal von neuem aussichtsloser denn je von sich getrennt zu sehen? Wenn ihre Neigung aufrichtig und rein gewesen wäre, würde sie nicht einzig vernünftigen Erwägungen Raum gegeben haben. Im Gegenteil hätte sie dann, aufgestachelt durch das plötzlich aufsteigende Hindernis, in ihrer Liebe eine Waffe dagegen gefunden. Aber der von ihr ausgegangene Entschluß einer Scheidung war das letzte, unwillkürliche Aufflackern einer innern Anerkennung der ihr zu teil werdenden unveränderlichen Hingebung Heinrichs. Sie betrachtete es als eine glückliche Fügung, daß sie diesen Schritt that, ehe das Bekanntwerden des Gesetzes ihn unmöglich und vergeblich gemacht haben würde, und fühlte in ihrem Gewissen eine heuchlerische Beruhigung über die Erfüllung ihrer Pflicht, während

sie zugleich nicht ohne geheime Freude die Möglichkeit begrüßte, das Joch eines Verhältnisses abzuschütteln, dessen Tragweite ihr unter allen obwaltenden Umständen unberechenbar schien. Wie aber hatte sie sich jetzt am klügsten zu verhalten? Sollte sie in die Kälte ihres Benehmens der letzten Zeit zurückfallen und einen leidenschaftlichen Charakter zur Verzweiflung treiben, welcher sie wiederholt selbst gebeten hatte, ihn lieber zu täuschen? Halb aus weiblicher Fühlung, halb aus Schonung entschied sie sich für letzteres. Die Ruhe des Hauses, ihr eigenes wie auch Farels Leben erheischten dringend die List, dieses gewöhnlich in Herzensangelegenheiten als herkömmlich erlaubt angenommene Mittel, — ein feiger Behelf, den nur die Gesellschaft, so wie sie eben leider ist, billigen kann.

Als daher Frau von Wangenheim Farel zum erstenmale nach jenem Schlage begegnete, ergriff sie ihn bei beiden Händen und bot ihm die Stirn zum Kusse, indem sie sagte:

„Verlassen Sie mich nicht, Heinrich! Bleiben Sie mein Bruder!“

Er sah sie durchdringend an, wie um noch einmal auf den Grund ihrer Seele zu blicken, ehe er das Leben wieder aufnähme.

„Seit gestern, Minna,“ sprach er dann ernst, „ist mir der Zweifel nicht mehr erlaubt. Ich werde mein Geschick erfüllen und nie aufhören, Sie zu lieben!“

---

## XVIII.

Ein plötzlicher Umschlag der Witterung führte andauernden heftigen Regen herbei und machte aus dem Sommer des Jahres 1816 einen feuchten Winter, der mit seinem Mißwachs allgemein lange in traurigem Andenken blieb. Jeden Morgen lagerten von neuem schwarze Wolken wie gewaltige Riesen auf dem Kamm der Berge und stürzten sich in die Ebene, das Getreide vernichtend, die halb entwickelten Früchte vor sich hertreibend.

Unter diesem ungünstigen Einfluß kehrten Alfreds Leiden mit erneuter Gewalt zurück und er begann lebhaft zu fühlen, daß er in Liebershofen so wenig gesund werden würde wie in Straßburg oder Paris. Aber von Tag zu Tag gefiel er sich mehr in dieser Kränklichkeit, welche ihm die verdoppelte Sorgfalt der Frau von Wangenheim eintrug, und die er allerdings noch in ausgedehnterm Maße zu genießen wünschte. Minna fühlte sich Farel gegenüber in dieser Richtung eingeengt und begann, das, was sie noch immer nur

Pflicht gegen ihre Freundin zu nennen beliebte, mehr verstohlen auszuüben, wodurch die Sache an und für sich überdies den Reiz eines Geheimnisses für sie gewann.

Alfred hatte seinem Straßburger Arzt brieflich die Anzeichen seines Leidens mitgeteilt und von diesem, wie er erwartete, die Weisung erhalten, zur Ader zu lassen. Mit außerordentlichem Vergnügen zeigte er Frau von Wangenheim den Brief, welcher die Anordnung enthielt. Minna bestand jedoch darauf, daß zuvor noch der ländliche Arzt befragt werde, der begreiflicherweise seinem städtischen Fachgenossen rückhaltslos beistimmte.

„Aber Sie werden doch zugegen sein, gnädige Frau?“ bat der junge Mann.

Farel konnte dem Aderlaß nicht beiwohnen, weil er, obgleich ein alter Soldat, an dem bekannten unüberwindlichen Widerwillen gegen fließendes Blut litt. Er zahlte diese Schwäche mit den brennendsten Eifersuchtsqualen, während Alfred mit durchdringender Glücksempfindung die zarten Finger Minnas seinen bloßen Arm berühren fühlte. Dabei gab er ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß er nur um dies zu erreichen, durch seinen Bericht den Arzt in Straßburg zu der Vorschrift des Aderlasses veranlaßt habe. Doch sollte er diesen Leichtsinn empfindlich büßen, da sein nervöses Uebel-

befinden nach dem Blutverlust in der folgenden Nacht nicht unbedeutend zunahm. Vielleicht trug auch der Aerger darüber dazu bei, daß Minna den Rest des Tages sich im Zimmer des Kranken nicht mehr zu zeigen gewagt hatte.

Wangenheim mischte inzwischen eifrig die Karten. Farel hatte er einen von eingehenden Erläuterungen begleiteten Bericht über den Aderlaß erstattet, bei welchem er geschickt noch mehr erraten ließ, als geschehen sein konnte.

„Wenn ich, lieber Farel," fuhr er dann fort, „mir beikommen lasse, den Zwischenträger zu spielen, was, beiläufig bemerkt, immer ein undankbares Amt ist, so geschieht das durchaus nicht um der Tugend meiner Frau, noch Ihrer unvernünftigen Eifersucht willen, die ohnehin allen Leuten in die Augen fallen muß. Ich habe einzig das Bestehen der Fabrik im Auge. Sie nähren mich, — mehr verlange ich nicht. Ich bin ein alter Löwe in der Höhle, der selbst nicht mehr auf Raub ausgehen kann. Mit meinen siebenzig Jahren nur noch ein Schatten meines Selbst, brauche ich Ruhe. Wenn Sie aber Frau von Wangenheim so zu handeln fortfahren lassen, setzen Sie meine und Ihre eigene Ruhe und unser ganzes Dasein aufs Spiel. Alfreds Mutter darf nur erfahren, was

ihren Sohn in Liebershofen fesselt, und es werden nette Geschichten entstehen! Wir dürfen aber nie vergessen, daß wir vorerst in Marselles Händen sind."

„Ich weiß wirklich nicht, Herr von Wangenheim," entgegnete Farel mit deutlich ausgedrücktem Mißtrauen, „welchem Umstande ich Ihre vertraulichen Mitteilungen zu danken habe. Wir leben nun drei Jahre friedlich neben einander und Sie thäten wohl daran, sich nicht von neuem in das Wasser zu wagen, das Sie nur trüben können."

„Das ist ja auch gar nicht meine Absicht, lieber Farel. Sie werden mir eines Tages noch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen! Ich habe nie etwas anderes als Ihr Glück gewollt. Indem Sie mein Vertrauen zurückwiesen, stürzten Sie sich blindlings in ein Wirrnis von Gefühlen, das ein Wort von mir sofort hätte ordnen können. Noch heute kenne ich Minna besser als Sie. Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht gern in eine Scheidung gewilligt, ja sogar freiwillig allen gehässigen Schein eines solchen Schrittes vor der Welt auf mich genommen hätte?"

„Sie halten mich wirklich für geradezu blödsinnig leichtgläubig, Herr von Wangenheim! Jetzt, da die Sache unmöglich geworden ist, steht Ihnen die Großmut wahrlich schlecht."

„Aber so überlegen Sie doch selbst! Mein eigener Vorteil könnte ja bei vollkommener Klarstellung unser aller Lage nur gewinnen. Ich würde freilich auch meine Bedingungen gestellt haben und aus einem Almosenempfänger wäre ich Ihnen gegenüber zum Gläubiger geworden."

Farel sah ihn bei diesen Worten etwas weniger ungläubig an.

„Aber was soll denn das alles jetzt noch für einen Zweck haben?"

„Einzig den, Ihnen die Augen zu öffnen! Sie nehmen jetzt meine frühere Stellung bei Frau von Wangenheim ein —"

Farel wich entsetzt einen Schritt zurück.

„Verständigen wir uns," fuhr Wangenheim fort. „Ich habe, das werden Sie selbst zugeben, keinen Einfluß mehr auf meine Frau. Wäre dies mit Pfarrer Ressel der Fall, so würde ich mich an ihn gewandt haben. Sie allein, Farel, dessen seltene Ergebenheit vielleicht niemand richtiger schätzt und würdigt als ich, besitzen das unbestreitbare Recht, das Benehmen Minnas zu regeln. Sie haben aber zugleich auch die Verpflichtung, ihr zu sagen: Gnädige Frau, Sie richten sich und uns alle zu Grunde; ich beschwöre Sie, ich befehle Ihnen, auf der abschüssigen Bahn, die Sie

betraten, einzuhalten! Heute noch biete ich Ihnen meinen Arm als Stütze, morgen schon werde ich es weder können noch wollen! — Nehmen Sie sie doch ins Gebet, Farel, ohne Zärtlichkeit, ohne empfindsame Klage! Jede Frau ist weiches Wachs in der Hand des Mannes, den sie hochachtet. Es mag Ihnen eigentümlich erscheinen, daß ich Ihnen Moral predige, aber fragen Sie sich zu den Füßen des berühmtesten Kanzelredners, ob er selbst glaube, was er sagt?"

Ohne daß Farel es äußerlich zeigte, hatte er sich doch durchaus nicht den Bemerkungen Wangenheims verschließen können. Ruhig und würdevoll wandte er sich daher in diesem Sinne an Minna, konnte aber dadurch nur eine offenbare Verschlimmerung ihrer gegenseitigen Beziehungen herbeiführen. Alles, was er erreichte, war, daß sie vierundzwanzig Stunden keinen Fuß in Alfreds Zimmer setzte, was aber ihre geheimen Wünsche nur schärfte. Zwischen zwei gleich ungesetzlichen Neigungen stehend, wandte sich Minna eben jener zu, in der ihre Einbildungskraft in demselben Grade Nahrung zu finden hoffte, wie ein gelehriger Schüler ihr darin anstatt des alternden, eifersüchtigen Freundes entgegen kam, während die Zeit, welche jede Täuschung aufdeckt, noch zu kurz war, um auch diese Empfindung in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen.

## XIX.

Am Morgen nach dem Aderlaß war Wangenheim schon zeitig bei dem Kranken.

„Ich höre soeben durch den Diener,“ begann er, „daß Sie eine schlechte Nacht verbrachten.“

„In der That,“ erwiderte Alfred, „fühle ich mich heute leidender als je.“

„Das ist aber recht schlimm, besonders bei dem anhaltend ungünstigen Wetter, das nicht ohne Einfluß auf Ihren Zustand bleiben kann. Sonst aber fehlte es Ihnen doch hoffentlich an nichts?“

„Nein, Herr von Wangenheim. Es hieße wahrlich die Gastfreundschaft, die mir hier zu teil wird, verleumden, wollte ich nicht bekennen, daß ich hier bessere Pflege finde als im elterlichen Hause.“

„Immerhin noch nicht eine solche, wie wir, wie besonders meine Frau, es gern möchten. Sie war gestern abend recht betrübt.“

„Weshalb denn? Weil mir der Aderlaß nicht gut gethan hat? So bin ich es ja, der Frau von Wangenheim Unruhe bereitet, und es wäre wohl Pflicht, daß ich Sie von der Last meines Hierseins befreite!“

„Wo denken Sie hin, mein junger Freund! Wissen Sie denn nicht, wie viel wir Ihren lieben Eltern danken? Meine Frau ist nur zu glücklich, an Ihnen einen kleinen Teil der Schuld abtragen zu können, die die Güte und Freundschaft Ihres elterlichen Hauses uns auferlegt."

„Vermischen Sie nicht die Schulden des Herzens mit jenen äußerer Interessen, Herr von Wangenheim! Ich bin jung und vermessen genug, zu glauben, daß ich dieselbe Gastfreundschaft in Ihrem Hause gefunden hätte, auch wenn gar keine geschäftlichen Beziehungen zwischen Liebershofen und der Rue Richelieu beständen."

„Zweifellos, mein Freund, zweifellos, mein teurer Herr Alfred! Aber das steht doch fest, daß unsere geringen Dienste gar nicht Erwähnung verdienen und Sie sie als etwas ganz Selbstverständliches betrachten sollten."

„Sie halten mich scheint's der Schmeichelei zugänglich, Herr von Wangenheim!"

„Wie könnte ich Ihnen mit etwas schmeicheln wollen, das nicht Ihr Verdienst ist? Sie sind der Sohn der Frau Marselle und genießen einzig die Rechte Ihrer Stellung uns gegenüber. Was ist einfacher?"

„Nochmals, Herr von Wangenheim, Sie bringen mich in Verlegenheit! Sie müssen mich für ein Kind halten. Ich begreife, offen gestanden, gar nicht, wozu diese Versicherungen dienen sollen.“

„Sie haben sie selbst mit Ihrer Drohung, abreisen zu wollen, hervorgerufen. Ich habe übrigens Ihre Rechte in unserm Hause, auch wenn Sie immer hier bleiben wollten, noch nicht einmal in ihrem ganzen Umfange angedeutet. Wir empfinden sie ja hundertmal mehr, als ich es auszusprechen vermöchte! Besonders ist meine Frau trostlos, bei Ihnen nicht im vollen Maße, wie sie es ja möchte und sollte, den Mutterpflichten der Pflege nachkommen zu können.“

„Aber ich wäre ja wirklich ein wahres Ungeheuer von Undankbarkeit, wollte ich mich irgendwie beklagen —“

„Von Ihrer Seite ist das ja überaus liebenswürdig. Aber ich beobachtete noch gestern den Kampf und den Aerger auf dem Gesichte meiner Frau. Sie hätte abends so gern noch einmal nach Ihnen gesehen und, nicht wahr, sie kam nicht mehr?“

„Meines Wissens nicht. Sie wird wohl selbst zu angegriffen gewesen sein.“

„O, durchaus nicht! In Ihrer Unschuld, mein Freund, sehen Sie gar nicht, was um Sie vorgeht.“

„Allerdings, Herr von Wangenheim, sprechen Sie mir in Rätseln.“

„Nun denn, mein junger Freund, so will ich mit der ganzen Aufrichtigkeit zu Ihnen reden, deren ich Sie für würdig halte, und die Sie gewiß nicht mißbrauchen werden. Wenn sich Frau von Wangenheim dem Glück nicht voll hingeben kann, durch Ihre Pflege sich Ihrer Frau Mutter dankbar zu erweisen, so sind andere daran schuld.“

„Und wer denn?“ fragte Alfred mit ungläubigem Lächeln.

„Wer anders als der, der sich unterfängt, hier alles beherrschen zu wollen: Herr Farel. Allerdings steht es mir nicht an, seine Beweggründe zu erforschen, — das ist eine Sache, die er mit Gott abzumachen hat! Kurz, er schilt meine Frau auf die unerträglichste Art, wenn sie sich erlaubt, öfter zu Ihnen zu gehen.“

Eine fieberhafte Röte ergoß sich plötzlich über Alfreds Gesicht. Doch faßte er sich gewaltsam und entgegnete ruhig:

„Vielleicht will er, daß Frau von Wangenheim sich gänzlich dieser für die übrigen Mitglieder Ihres Hauses peinlichen Pflege entziehe. Ich werde ihn darüber selbst fragen.“

„Hüten Sie sich um Gottes willen mit diesem heftigen und rücksichtslosen Manne einen Streit anzufangen! Besprechen Sie die Sache lieber mit meiner Frau, verständigen Sie sich mit ihr —"

„Schickt denn Frau von Wangenheim Sie her?"

„Durchaus nicht, mein lieber Herr Alfred. Sie verstehen mich leider ganz falsch. Ich stehe in dieser Angelegenheit so unbeeinflußt da, wie ein völlig Fremder. Aber ohne innere Demütigung kann ich es nicht mit ansehen, wie meine Frau sich selbst in den geringfügigsten Dingen einschränken, sich Gesetze vorschreiben läßt, die in keiner Weise auf Rechte gegründet sind. Dann glaubte ich auch, daß Sie selbst unter diesem langen Verlassensein leiden müßten, und da meine Frau zu stolz wäre, die Wahrheit zu gestehen, glaubte ich es an ihrer Stelle thun zu sollen."

„Ich danke Ihnen, Herr von Wangenheim," sagte Alfred, indem er diesem mit einem höchst peinvollen Ausdruck seines Gesichts die Hand reichte.

Wangenheim sah erfreut, wie es ihm gelungen war, eine ohnehin schon in Alfred dumpf gärende Eifersucht gegen Farel dem Ausbruch nahe gebracht zu haben, und entfernte sich mit der frohen Aussicht auf denselben.

## XX.

Als Minna erst gegen Abend in Alfreds Zimmer trat, rief dieser heftig:

„Glauben Sie denn, daß der Tag keine Ewigkeit für mich gewesen sei?“

„Ich trage keine Schuld daran, mein lieber Alfred. Ich bin mehr Sklavin, als Sie denken!“

„Das weiß ich und leide mit Ihnen, was übrigens nur gerecht ist, da Sie um meinetwillen leiden müssen, wenn Sie zu mir kommen.“

„Und wer hat Ihnen das gesagt?“

„Nun — ich habe es erraten,“ antwortete Alfred zögernd. „Verzeihen Sie einem jungen, anspruchsvollen Menschen, wenn er nicht richtig sieht.“

Minnas Augen füllten sich mit Thränen. Alfred ergriff ihre Hand, die auf dem Rand des Bettes lag.

„Reden Sie, gnädige Frau! Soll ich von hier weggehen? Bin ich Ihrem Glück und Ihrer Ruhe im Wege?“

Sie neigte bejahend den Kopf.

„Dann reise ich sogleich ab! Sie sollen nicht das Recht gewinnen, sagen zu können, daß ich, der ich Sie liebe, Ihre Schmerzen verstehe, die ich mit dem

Opfer meines Lebens aufheben möchte, sie wissentlich und gern vermehrt habe."

„Ihre Abreise, Alfred, wird mich nur noch elender machen!"

„Ich beschwöre Sie, reden Sie deutlicher! Sie sind mir ein Buch mit sieben Siegeln."

„Und dennoch könnten Sie leicht darin lesen," erwiderte Minna mit dem unnachahmlichen Lächeln, das eine erwachte Liebe eingesteht.

„Großer Gott, wenn ich wagen dürfte, Sie zu verstehen!" rief Alfred, seine Lippen und seine fieberheiße Stirn auf ihre Hand drückend.

Minna zog sie sofort zurück.

„Wollen Sie mich hören, als seien Sie ein gesetzter Mann und ich Ihr Freund?"

„Ich höre."

„Sie kennen meine Lage. Sie wissen, was man aus mir, wie aus so vielen Frauen, in der Kindheit gemacht hat. Darauf brachte man mich zur Versteigerung, und der Käufer, den Sie kennen, fand sich. Wie vorauszusehen war, kam der Tag, an dem mein Herz diesen Handelsvertrag brach. Können Sie mich darum tadeln?"

Alfred bemühte sich, in den Blick, mit dem er Frau von Wangenheim ansah, Zärtlichkeit zu legen;

hellsehende Augen würden jedoch nur eifersüchtigen Aerger darin erkannt haben.

„Für gewöhnlich ersparen sich Frauen derartige Geständnisse,“ fuhr Minna fort. „Sie ziehen es vor, sich in den Schleier geheimnisvollen Tugendstolzes zu hüllen. Ich verschmähe dieses Mittel. Herzen, die fähig sind, uns zu erraten, soll man sich zeigen, wie man ist. Habe ich darin unrecht, mein Freund?“

„Ich zeihe Sie nur des einen Unrechts, zehn Jahre früher als ich auf die Welt gekommen zu sein! Ich hätte der erste auf Ihrem Wege sein sollen, der Ihnen seine Huldigungen darbrachte und Ihr erstes Liebeslächeln dafür eintauschte! Ich kenne den Glücklichen, der mir zuvorgekommen ist!“

„Den Glücklichen? O, wenn ich ihn glücklich wüßte, glauben Sie denn, daß ich jemals — Aber nein, seine Liebe quält ihn gleich einem Alp, weil sie in wilde Eifersucht verwandelt ist. Was er in mir hochachten sollte, bringt ihn zur Verzweiflung. Und ich entging nur dem einen Joch, um mich unter ein anderes beugen zu müssen. Anstatt eines teilnehmenden Freundes habe ich mir selbst einen zweiten Herrn gegeben, und langsam, aber sicher hat er mit seinen ewigen Forderungen und Ansprüchen meine Zuneigung für ihn untergraben.“

„Sie lieben ihn nicht mehr?“ rief Alfred lebhaft.

„Ich schätze seine Hingebung. Ohne ihn ginge unser Unternehmen zu Grunde. Ich ehre seine Beständigkeit, obgleich er mich damit peinigt. Ich bin mir wohl bewußt, welche Grausamkeit ich beginge, wenn ich ihm sagte: Sie sind mir nichts mehr, und dennoch —“

„Nun, dennoch?“

Alfred verschlang sie mit seinen Blicken. Er suchte in Minnas Augen die Erklärung dieses letzten Wortes, als es dreimal in der förmlichen Weise an die Thüre klopfte, welche den im Zimmer Befindlichen zu sagen scheint: Seht euch vor, es kommt eine Störung!

Wangenheim erschien in Begleitung des Arztes, der den Puls des Kranken äußerst bewegt fand. Er verschrieb ein niederschlagendes Pulver und entfernte sich mit Herrn und Frau von Wangenheim.

Als Alfred allein war, rief er: „Von diesem Uebel werde ich genesen, aber auf andere Weise, als der Doktor sich einbildet!“

---

## XXI.

An demselben Abend gingen zwei Briefe sehr verschiedenen Inhalts von Liebershofen nach Paris ab.

In dem einen schrieb Minna ihrer Freundin über die Krankheit Alfreds. Sie glaubte dies um so weniger noch länger unterlassen zu dürfen, als sie sich eines geheimen innern Vorwurfs nicht erwehren konnte. Wie sollte sie es eines Tages rechtfertigen, wenn die wachsende Leidenschaft des jungen Mannes eine Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes herbeiführte? So hoffte sie einerseits ihr Gewissen zu beruhigen, andererseits vor sich selbst die kleinen Vertraulichkeiten gegen den Kranken zu entschuldigen, zu denen sie sich immer wieder hinreißen ließ, wenn sie Frau Marselle bat, zu bestimmen, ob der Aufenthalt in Liebershofen ihrem Sohne noch zuträglich sei.

Herr von Wangenheim seinerseits schrieb an dieselbe:

„Wenn ich mir die Freiheit nehme, gnädige Frau, mich unmittelbar an Sie zu wenden, ob ich gleich dazu nicht berechtigt scheine, seitdem die Leitung der hiesigen Angelegenheiten vollständig in die Hände des Herrn Farel gelegt wurde, so geschieht es sowohl zu Ihrem, wie zu meinem Besten. Wollen Sie einem alten Egoisten gestatten, zuerst von dem seinigen zu reden. Ich habe kein Recht mehr auf das Herz meiner Frau. Die vertraute Freundschaft, welche Sie, gnädige Frau, mit ihr verbindet, wird Sie längst in das Geheimnis unserer Ehe eingeweiht haben. Vielleicht

beging ich ein Unrecht; Minna hat es mir jedoch mit Zinsen zurückgezahlt. Indessen handelt es sich im vorliegenden Falle nicht um Rechte, sondern um Pflichten, und zwar um solche der einfachen Schicklichkeit. Seitdem die Ehescheidung aufgehoben ist und ich mich dieser Waffe gegen meine Frau nicht mehr bedienen kann, um sie zu zwingen, gewisse Grenzen einzuhalten, bin ich genötigt, um so strenger auf Aufrechterhaltung des äußern Anstandes in meinem Hause zu sehen, wenigstens so lange ich mich selbst darin befinde. Herr Alfred, den bei uns aufnehmen zu dürfen wir so glücklich waren, ist ein in zu hohem Grade liebenswürdiger, geistreicher und in jeder Beziehung ausgezeichneter junger Mann, als daß er an einem noch jugendlich empfindenden Herzen, wie dem meiner Frau, besonders bei längerm täglichem Verkehr, ohne Eindruck vorüber zu gehen vermöchte. Wenn ich damit auch vielleicht zu viel angedeutet haben sollte, so treffen doch jedenfalls hier Ihre Interessen, gnädige Frau, mit den meinigen zusammen. Denn ich zweifle nicht, daß Ihnen alles daran liege, eine heftige Leidenschaft von der zarten, hinfälligen Natur Ihres Sohnes fern zu halten. Ihr durchdringender Verstand wird meine mehr oder weniger begründeten Befürchtungen auf ihren richtigen Wert zurückzuführen

und Ihre weise Einsicht die geeigneten Maßregeln zu ergreifen wissen. Zugleich aber gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Ihre Mutterliebe die Beweggründe errate, welche mich zu dem für mich doppelt peinlichen Schritte drängten, die Verantwortlichkeit einer Anklage gegen Menschen, die ich liebe, auf mich zu laden, ehe ich den ungewissen Verdacht durch Beweise zu stützen im stande bin."

Die Ankunft dieses Schreibens setzte längst angehäuften Zündstoff in helle Flammen. Seit einiger Zeit schon beunruhigte sich Frau Marselle über die Zurückhaltung, welche ihr Sohn in seinen Briefen über Frau von Wangenheim beobachtete, ebenso sehr wie über den doppelsinnigen Ton, in dem diese in den ihrigen über Alfred sprach. Da ihr Verdacht für sie jetzt zur Gewißheit geworden war, schrieb sie auf der Stelle nach Liebershofen zurück:

„Meine liebe Freundin! Sollte auch mein Sohn beim Eintreffen dieses Briefes noch nicht vollständig hergestellt sein, so bitte ich Dich doch dringend, sofort jedes mögliche Mittel zu seiner Ueberführung nach Straßburg zu ergreifen. Ich fürchte sehr, daß die Pflege, die Du ihm widmest, Deine eigenen Pflichten zu sehr beeinträchtige. Alfred bedarf überdies unbedingt der beständigen Nähe eines tüchtigen Arztes

und Doktor B. in Straßburg hat mir wenig Vorteilhaftes von seinen Fachgenossen in der Provinz mitgeteilt. Er versichert mir überdies, daß es ihm selbst unmöglich sei, ein so wechselndes Leiden wie das meines Sohnes aus der Entfernung mit Aussicht auf Erfolg behandeln zu können. Mein Mann schreibt Alfred selbst einen strengern Brief, als mir lieb ist, und befiehlt ihm, in keinem Falle eure Gastfreundschaft länger zu mißbrauchen."

Diese Mitteilungen waren deutlich genug, um Frau von Wangenheim erblassen zu machen. Sofort suchte sie Alfred auf, den sie außer Bett, in heftigster Erbitterung mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, fand.

„Man hat uns verleumdet!" rief er ihr entgegen. „Und das war kein anderer als Farel! Hier, lesen Sie!"

Und ohne die sichtliche Aufregung, in der sich Minna ohnedies befand, zu beachten, reichte er ihr das Schreiben seiner Mutter.

„Lieber Alfred! Der beigeschlossene Brief Deines Vaters teilt Dir dessen unwiderruflichen Willen mit. Du machst mir schweren Kummer, mein Sohn, und mein Herz blutet unter dem strengen Tone, den Du uns Dir gegenüber anzunehmen zwingst. Auf

der Welt ist nichts so zart und leicht verletzlich als die Ehre einer Frau, und Du stellst die der Frau von Wangenheim durch einen längern Aufenthalt in Liebershofen bloß. Ich will von Herzen hoffen, daß unsere Befürchtungen ungerechtfertigt seien, aber immerhin bleibt es unsere dringende elterliche Pflicht, möglichem Uebel mit allen Mitteln vorzubeugen. Auf den Knien flehe ich Dich an, teures Kind, die Bitten und Ermahnungen Deiner Mutter nicht in den Wind zu schlagen, die in dieser Angelegenheit mehr noch für Dein ewiges wie für Dein irdisches Heil zittert! Tag und Nacht, mein geliebter Sohn, steigen meine Bitten zu unserm Erlöser auf, daß er Dich erleuchten möge. Nur einen Weg gibt es, um das Fleisch zu töten und die Seele für die ewige Heilsbotschaft empfänglich zu machen: das Gebet. Aber leider kennst Du das Bedürfnis zu beten nicht! Der Herr prüft mich in Dir um der zu großen Begnadigung willen, die er mir selbst verliehen hat, indem er mich fühlen läßt, daß ich durchaus noch nicht genug von der Erde losgelöst bin. Er demütigt meinen Stolz, der sich unter meiner Mutterliebe verbarg. Teures Kind, gehorche Deinem Vater aus Liebe zu mir!"

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte Alfred zitternd vor Zorn als Minna den Brief gelesen hatte.

„Sie müssen auf der Stelle abreisen, Alfred; — was auch daraus entstehe, Sie müssen abreisen!“

„Ich gebe nach; weil S i e es wollen, gebe ich zum erstenmal in meinem Leben nach! O, sie haben schon recht, wenn sie denken, daß Ihre Gegenwart mich aufreibe! Aber ehe Ihr Mund mir nicht einmal, ein einzigesmal mindestens, versichert hat, daß Sie mich nie vergessen werden, reise ich nicht ab!“

„Ich, Sie vergessen, Alfred? Sie, meinen Sohn! O, ich hätte die Bitten Ihrer Mutter nicht zu wörtlich nehmen sollen! Warum auch ließ ich Sie in meinem Herzen lesen, daß Sie mir teuer sind wie mein eigenes Kind! Ich verdiene die Vorwürfe Ihrer Familie, und sie werden mir nicht erlassen bleiben!“

„Noch mehr verdienen Sie die meinigen! Weshalb behandelten Sie mich wie ein unmündiges Kind, das Ihre Leiden zu teilen nicht fähig sei; weshalb blieb ich für Sie stets der Schuljunge, dem Sie die Karte studiren halfen!“

„Keine Bitterkeiten, Alfred! Ich habe meine Pflicht nur zu sehr vergessen!“

„Welche Pflicht, gnädige Frau? Man verleumdet Sie, als hätten Sie sich wirklicher Vergehen schuldig gemacht, und ohne daß meine Liebe zu Ihnen jemals die strengste Grenze der Hochachtung verließ, spricht

meine Mutter auf irgend eine gemeine Verdächtigung hin zu mir wie zu einem Verbrecher! O, hätten Sie mir doch in der That Ihr Herz geschenkt, hätte ich doch Gnade vor Ihren Augen gefunden! Aber Sie selbst verbannen mich aus Ihrer Nähe; Sie sind es, die mir befehlen, abzureisen!"

„Großer Gott, wozu quälen Sie mich noch, Alfred, und machen unsere Trennung dadurch nur schmerzlicher!"

„Weil ich durchaus nicht will, daß sie ewig sei! Weil ich wiederkommen werde, ich, der ich Sie mit allem Wahnsinn der ersten Liebe umfange!"

„Wahnsinn, ja, das ist das rechte Wort! Jung, mit einem reichen Leben vor sich, müssen Sie den Abgrund fliehen, der sich um uns höhlt und aus dem keiner einen Ausweg findet, der sich uns anschließt. Auch Farel hat sich mit uns dieser Verdammnis preisgegeben und, der Allmächtige weiß es, ich danke es ihm nicht!"

„Damit sprechen Sie das Urteil, das er deshalb verdient, weil er aus dieser Treue Rechte herleiten zu wollen sich unterfängt! Ich dagegen will einzig Ihre Leiden teilen. Mit Ihnen in diesem Abgrund leben, mit dem Sie mir drohen wollen, heißt für mich in himmlischen Räumen verweilen!"

„Sie sind ein Kind, Alfred, das gar nicht weiß, was es verlangt. Sie selbst würden einst den ersten Stein auf mich werfen, gäbe ich Ihnen auch nur den Schein einer Hoffnung! Bleiben Sie mein Sohn wie bisher und reisen Sie morgen ab, damit ich ruhigen Herzens an Ihre Mutter denken könne.“

„Nun, so reise ich noch heute nacht!“ rief Alfred mit plötzlichem Entschluß. „Aber was gewährt man den Scheidenden?“

Minna sah ihn mit Thränen in den Augen an; der junge Mann aber riß sie an sich und drückte sie krampfhaft an seine Brust.

Kaum hatte sie sich aus seiner gewaltsamen Umarmung freigemacht, als Farel eintrat. Die große Verwirrung der Beiden ward durch die seinige noch übertroffen. Er stammelte einige unverständliche Worte, die zu wiederholen Minna ihn bitten mußte.

„Man erwartet Sie im Saal, gnädige Frau,“ sagte er dann vernehmlicher. „Frau Rosel ist da und auch der Rittmeister Gady. — Fühlen Sie sich wohl genug, mit hinabzukommen, Herr Alfred?“

„Das erlassen Sie mir wohl, Herr Farel!“ erwiderte dieser.

„Aber ich gehe,“ sagte Minna, und entzog sich eilfertig den staunend vorwurfsvollen Blicken Heinrichs.

Dieser schien ihr folgen zu wollen, als er sich plötzlich auf der Schwelle umwandte und Alfred fragte:

„Störe ich Sie, wenn ich mir einen Augenblick Gehör von Ihnen erbitte?“

„Durchaus nicht,“ antwortete dieser in einem Tone, der unverkennbar das Gegenteil durchblicken ließ.

„Ich habe eine Bitte an Sie,“ begann Farel, „eine gerade, aufrichtige Bitte.“

„Sie können meines guten Willens sicher sein, sobald ihre Erfüllung in meiner Macht steht.“

„Das bin ich auch. Doch müssen Sie mir eine Erläuterung meines Anliegens erlauben, auf daß ich Ihnen damit nicht rücksichtslos erscheine.“

Alfreds Aufmerksamkeit war rege geworden.

„Bitte, setzen wir uns,“ sagte er, und schob Farel einen Stuhl hin.

„Sie besitzen trotz Ihrer Jugend zu viel Scharfsinn, Herr Alfred,“ fuhr dieser fort, „um nicht längst ergründet zu haben, daß die wirklichen Beziehungen der Bewohner dieses Hauses zu einander durchaus nicht ihrer der Welt zugewandten Außenseite entsprechen.“

Ein bezeichnendes Lächeln war Alfreds einzige Antwort.

„Was mich dabei anbelangt, möchte ich indessen von Ihnen nicht mißverstanden werden. Allein weil

ich mir vor Gott nichts vorzuwerfen habe, spreche ich zu Ihnen davon. Fühlte ich mich in irgend einer Weise schuldig, so würde nichts in der Welt mir ein Wort entreißen, das einem Geständnis ähnlich sähe. Seit fast sechs Jahren liebe ich Frau von Wangenheim ohne andern Wunsch oder andere Hoffnung, als ihr mit dem Schutze eines treuen Bruders zur Seite stehen zu können. Zu diesem Ende habe ich mein ganzes Dasein an das ihrige gefesselt, als dieses im Begriff war, in den Abgrund zu stürzen und ich es vollständig in der Hand hatte, mich ohne irgend welche Unehre zurückzuziehen. Ich folgte hierin dem Drange meines Herzens, in dem einzigen Bestreben, der erste im Vertrauen derjenigen zu bleiben, deren Hand zu gewinnen ich nie hoffen durfte. Was die Welt von unserm Verhältnis sagt, weiß ich sehr wohl. Sie lügt jedoch, weil sie ebensowenig außergewöhnliche Menschen wie außergewöhnliche Lebenslagen zu begreifen fähig ist. In gewissem Sinne mag sie ja auch hier im Rechte sein. Aber ich bin es nicht minder und möchte wollen, daß Sie das einsehen lernten. Sie erblicken in mir einen armen Mann, der nur die Blumen eines bescheidenen Gärtchens sein eigen nennt. Sie dagegen verfügen über alle Mittel, sich die Schätze der Natur und Kunst in der ganzen

Welt zugänglich zu machen. Trotzdem stehen Sie im Begriff, aus Laune und Uebermut das Gärtchen des Armen zu zertreten —"

„Ihre Bitte, Herr Farel? Bleiben Sie bei der Sache!" fiel ihm Alfred trocken ins Wort.

„Sie sollten sie schon erraten haben! Seitdem Sie hier sind, gleicht mein Leben einem langsamen Todeskampf, denn Sie rauben mir den bescheidenen Platz, den ich im Herzen dieser Frau einnahm, ohne deren Zuneigung mir mein Dasein wertlos ist. Allerdings," fügte Heinrich bitter hinzu, „könnten Sie sich vielleicht als unser Hauptgläubiger dazu berechtigt halten —"

„Herr Farel," versetzte Alfred stolz, „ich reise noch diese Nacht ab."

Heinrich sah ihn zweifelnd an.

„Sie hätten das übrigens erwarten dürfen nach Ihren christlichen Bemühungen, den Zorn meiner Eltern zu Ihrem Bundesgenossen zu gewinnen! Sie brachten es zuwege, daß ich von ihnen als unmündiger Knabe behandelt werde. Ich denke, wir sind somit quitt, wenn ich Ihnen, was ich jedoch bezweifle, je das Uebel zufügte, von dem Sie sprechen."

„Sie beurteilen mich mit geringer Kenntnis meines Selbst, Herr Alfred, wenn Sie mich für fähig halten,

daß ich meinen gegenwärtigen Schritt bei Ihnen durch irgend welche vorbereitende Maßregel wirksamer zu gestalten versucht hätte."

„Das machen Sie andern weis! Mir genügt die Thatsache, daß Sie mich durch höhern Willen vertreiben und nun selbst kommen, sich zu überzeugen, ob ich Ihr Besitztum auch wirklich räume. Beruhigen Sie sich; wie ich Ihnen schon sagte, reise ich diese Nacht."

„Nochmals, ich verstehe, das schwöre ich Ihnen, weder Ihren schimpflichen Verdacht, noch Ihre beleidigenden Worte! Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in diesem Augenblick nur den Gast dieses Hauses und den Sohn Ihrer Eltern in Ihnen schone —"

„In diesen Eigenschaften will ich jetzt durchaus nicht vor Ihnen stehen, Herr Farel! Sehen Sie in mir einzig den jungen Mann, der Ihre Ausflüchte und Ihren Hinterhalt unter allen Umständen verächtlich findet!"

„Mein Lieber," versetzte Heinrich mit vor Zorn bebender Stimme, „trotzdem Sie noch keinen Bart am Kinn haben, wollen Sie also durchaus einen ehrenwerten Mann beleidigen? Jetzt sage ich Ihnen, daß Sie nicht reisen werden, und sollte ich Ihnen mit Gewalt den Weg versperren!"

„Trotz Ihrer ergrauenden Haare,“ entgegnete Alfred höhnisch, „scheinen Sie nicht recht zu wissen, was Sie sprechen! Eben noch flehten Sie mich an, zu reisen, und jetzt wollen Sie mir befehlen, hier zu bleiben!“

„Ich flehe nie jemand an, am wenigsten Menschen wie Sie, denen man seinen Willen besser mit der Peitsche auf den Rücken schreibt!“

„Das verlangt Blut, sofort!“ keuchte Alfred außer sich; „wenn ich nicht zuvor mit dem Stock auf Ihre Peitschenhiebe antworten soll!“

Damit griff er nach den über seinem Bette hängenden Schlägern.

In diesem Augenblick trat Gady ein, den Minna in der Sorge Ihres Herzens wegen der unerklärlich langen Abwesenheit Farels abgesandt hatte, ein mögliches Unheil zu verhüten.

„Zum Teufel, was treiben Sie denn, meine Herren?“ rief er, als er die beiden Gegner mit den Waffen in der Hand bleich vor Wut einander gegenüber stehen sah.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Rittmeister,“ antwortete Alfred, „um Zeuge unseres Waffenganges zu sein. Der Herr da braucht einen Aderlaß!“

„Nun, so legen Sie aus!“ sagte Gady, der nicht

recht wußte, ob er die Sache ernsthaft behandeln solle. „Aber was soll denn das eigentlich heißen?“ fuhr er fort, als die Beiden mit den Waffen ihren Worten in der That Nachdruck geben zu wollen schienen. „Ihr seid ja einer toller als der andere! Da ihr mich nun einmal als Zeugen haben wollt, so werde ich vorerst euer Richter sein und bitte, mir die Ursache des Streites mitzuteilen. Auf alle Fälle aber muß erst die Nacht darüber hingegangen sein. Morgen am Tage ist auch noch Zeit, euch einander die Hälse zu brechen, nicht aber hier in der Dämmerung, zwei Schritte weit von Damen, die zu Tode zu erschrecken ihr kein Recht habt! Daß ich euch das erst sagen muß! Jetzt schnell die Waffen her!“

Farel willfahrte nach einem Augenblicke des Besinnens, während Alfred wie wahnsinnig tobte:

„Kein Aufschub! Ich verlange Blut!“

„Und ich, mein Lieber, verlange für jetzt Ruhe zwischen euch!“ versetzte Gaby kalt. „Gehen Sie hinunter, Farel, man erwartet Sie, — und daß niemand etwas ahne! Ehrenhändel werden ohne Aufsehen und mit Anstand abgemacht, das wißt ihr doch wohl beide selbst!“

Farel verließ das Zimmer mit einem mehr traurigen als zornigen Blick auf seinen Gegner. Als

er hinaus war, erzählte Alfred dem Rittmeister die Ursache des Zwistes, der diesen unbändig lachen machte.

„Aber seid ihr beide Narren eines Weibes!“ rief er mit seiner derben Offenheit. „Diese Frau von Wangenheim verursacht mit ihrer zwischen Tugend und Gefallsucht schwankenden Haltung wahrhaftig Schlimmeres, als wenn sie geradezu sündigen würde! Vor allem aber sage auch ich Ihnen, junger Freund, daß Sie auf der Stelle aus diesem Hause müssen.“

„Wie?“ entgegnete Alfred entrüstet, „ohne für die Beleidigungen dieses Menschen Genugthuung erlangt zu haben? Soll er mich für einen Feigling halten?“

„Mein lieber Herr Alfred,“ bemerkte Gady trocken, „feige ist nur der, der seine beleidigte Eigenliebe nicht der höhern Pflicht unterzuordnen weiß. Die Pflicht abzureisen aber haben Sie gegen Frau von Wangenheim, Ihre Eltern, sich selbst und endlich auch gegen Farel, — ja, auch gegen ihn, dessen Dasein Sie zerstören, wenn Sie sich in Liebershofen mit ihm schlagen. So reisen Sie denn ab, junger Freund, und wenn Sie in einigen Tagen noch dieselben Anschauungen über die Notwendigkeit eines Zweikampfs zwischen Ihnen beiden haben, so verspreche ich Ihnen, die Sache selbst für Sie in die Hand zu nehmen.“

Eine begreifliche körperliche Erschöpfung war auf Alfreds heftige Aufregung gefolgt. Er ließ sich von Gady in der Stille in den Wagen packen und unter strömendem Regen noch in derselben Nacht nach Straßburg bringen.

„Diese himmlischen Sturzbäder werden Ihnen Beruhigung bringen, mein tapferer Junge," sagte der Rittmeister, als sie die Stadt in Sicht hatten, zu Alfred, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte.

„O, vollkommen!" erwiderte dieser. „Ich danke Ihnen von Herzen für Ihr Einschreiten. Der Zweikampf wäre wahrlich eine Tollheit gewesen. Sie werden die Sache in Ordnung bringen, nicht wahr, Rittmeister?"

„Verlassen Sie sich ganz auf mich!"

Als sie sich trennten, ließ Alfred seinen Freund in dem Glauben, daß er den Zwist als beigelegt betrachte, hielt sich jedoch innerlich von jenem Augenblick an zu jeder Feindseligkeit gegen Farel berechtigt. Beleidigte Eitelkeit und Aerger trieben ihn an, das möglichste Herzeleid einem Manne anzuthun, den er trotz allem im Verdacht hatte, im Besitz dessen zu sein, was zu erringen ihm durch das Dazwischentreten seiner Eltern unmöglich gemacht worden war.

## XXII.

In Straßburg vergrub sich Alfred mit dem frühern Eifer in die Arbeit, nachdem er gleich nach seiner Ankunft an seine Mutter geschrieben hatte:

„Deinen Rat befolgend, teure Mutter, habe ich Liebershofen verlassen. Du hattest recht, die Luft dort war nicht heilsam für mich. Was den andern Punkt Deines Briefes anlangt, kann ich Dir nur sagen, daß wenn ich Deine religiösen Anschauungen nicht in dem Maße aufzunehmen fähig bin wie Du selbst, dies seinen Grund wohl in der Unmöglichkeit mancher Naturen haben mag, sich mitten im Toben der Leidenschaften derart zu beherrschen, um die Ruhe und das Glück des Christen als das höchste Gut zu erkennen. Für mich bilden Studium und unausgesetzte Arbeit vorderhand das Gegengewicht aller Seelenstürme. Wenn ich nach Paris zurückkehre, wirst Du, daran zweifle ich nicht, keinen Grund zur Unzufriedenheit mit mir haben und mich wie immer mit Deiner unerschöpflichen Liebe aufnehmen. Sollte sich das Wetter bis zu den Ferien günstiger gestalten, so erbitte ich mir vielleicht von Papa die Erlaubnis zu einem Ausflug in die Schweiz, um die Schönheiten dieses herrlichen Landes kennen zu lernen, das alle meine

Kommilitonen längst besucht haben. Den nächsten Winter möchte ich in Berlin verbringen, um dort die für meine künftigen Absichten notwendigen Studien an der Quelle zu machen. Unter dem Einfluß der gegenwärtig in Deutschland herrschenden philosophischen Strömung steht in der französischen Literatur unaufhaltsam eine gewaltige Umwälzung bevor, deren schüchterne Anzeichen sich bereits bei mehreren unserer Dichter bemerkbar machen. In dem stolzen Bewußtsein, zur Teilnahme daran befähigt zu sein, will ich mir in Deutschland die nötigen Waffen dazu erwerben. Die Ideen arbeiten sich gegenwärtig in meinem Kopfe zur Reife durch, und hoffentlich werde ich, wenn ich im Herbst nach Paris komme, um vor meiner Reise nach Berlin noch einige Zeit dort zu verleben, meine Absichten klar darzulegen im stande sein. Wenn Du mir früher mit Recht meine geringe Ausdauer in Verfolgung meiner Ziele vorwerfen konntest, so würdest Du jetzt über meine Aenderung in dieser Richtung erstaunen. Was ich will, verfolge ich heute mit unerbittlicher Beharrlichkeit. So werde ich unter mühsamer, angestrengter Arbeit zum Mann. Aber alles Werden vollzieht sich mit Schmerzen. Das Schwerste muß das Durchdringen unserer Natur zu jenen geheiligten Geheimnissen sein, die Du, liebe Mutter, mir als so

köstlich schilderst und in denen der Mensch seine Wiedergeburt feiert. Glaube nicht, daß ich Deine darauf bezüglichen Bitten und Ratschläge verachte! Wohl fühle ich die Verderbtheit meines Herzens, aber noch kann ich mich nicht überwinden, dem Teufel zu entsagen. Wenn ich so fortfahre, teure Mutter, Dich wie immer ungehindert in das Auf- und Abwogen meiner religiösen Empfindungen wie meines sündigen Herzens blicken zu lassen, verliere ich hoffentlich nicht das Recht auf Deine Liebe. Bitte, laß sie auch beim Vater für mich handeln!

Dein Alfred."

Noch mehr als früher suchte er jetzt die Gesellschaft Bernhards.

„Eure Dichtungen sind mir zu entnervend," hatte er zu ihm gesagt; „wenn ich mich wie bisher ausschließlich mit ihnen beschäftige, werde ich mich in kürzester Zeit nur noch zu Mondscheinspaziergängen eignen. Laß mich jetzt einmal in eure Philosophie und Theologie schauen."

„Nun, auch hier herrscht nicht gerade voller Sonnenschein," war dessen Antwort. „Doch sei's drum. Du liebst eben den Wechsel!"

Trotz seiner andauernden Kränklichkeit warf sich nun Alfred mit regstem Eifer auf das Studium

dieser Wissenschaften. Er ging dabei merkwürdig planmäßig vor, indem er zunächst die großen Abschnitte allgemein ins Auge faßte, welche die Merkzeichen des weiten für ihn noch dunkeln und nebelhaften Gebietes bildeten, auf dem für seinen gierig forschenden Blick Gestalten wie Luther, Kant, Fichte, Schelling schon deutlichere Umrisse zu gewinnen begannen.

„Freund," sprach er eines Abends, ermattet von der Arbeit, zu Bernhard, „ich kann machen, was ich will — die jüngste Vergangenheit läßt sich in mir nicht töten. Ich habe in jenem Wasgaudorfe zu viel gelitten! Das langsame Gift eurer romantischen Art zu lieben, das ich vorher in eurer Gesellschaft unvermerkt einsog, hat seine Wirkung gethan. Mir scheint fast, auch ich liebe jetzt im Staube knieend."

„Das solltest Du nicht," antwortete Bernhard trocken, „denn Dir steht es schlecht! Uebrigens vermag ich durchaus nicht an die Aufrichtigkeit Deiner Leidenschaft zu glauben."

„Wie soll ich Dich überzeugen? Du weißt ja nichts von meinen schlaflosen, verzweifelten Nächten! Ich hatte alles von der Entfernung gehofft, doch umsonst! Wenn auch nicht sie selbst, den Ort wenigstens, den die mir über alles Teure bewohnt,

muß ich noch einmal sehen, ehe ich die Gegend verlasse."

„Nun, so liegt doch wenigstens darin einige Hoffnung für Deine Freunde, daß Du manchmal an Deinen hiesigen Aufenthalt zurückdenken wirst."

„Wie ungerecht Du bist, Bernhard! Ich liebe Dich so aufrichtig und rechne so sehr auf Deine Freundschaft, daß ich sogar einen Dienst von ihr erbitten wollte."

„Welchen?"

„Mich auf dem Ausflug zu begleiten, der mich noch einmal durch dieses schöne Ländchen führen soll."

Alfred brauchte einen Zeugen für seine zum Teil wahren, mehr aber noch zur Befriedigung seiner Eitelkeit heraufzubeschwörenden Seelenstürme.

So brachen denn die beiden Freunde gegen Ende August bei besserm Wetter auf und konnten mit vollem Genuß die herrlichen Wasgauberge durchstreifen.

Waldberge in des Wortes vielseitigster Bedeutung mahnen sie, namentlich in ihren nördlichen Zügen, mit den dichten Tannenforsten an die Zeit, in der hier am Wasigenstein der echt germanische Dreikampf ausgefochten wurde, von dem das älteste deutsche Heldengedicht erzählt:

Waltari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
In einem schattig finstern Forste ritt er ein.
Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasigenwald,
Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt —

an die Zeit, da Hörnen Siegfrieds Jagdlust in diesen Gründen erscholl.

Wasserdurchrieselte Wildnisse, durchduftet vom Lebenshauche endlos scheinender Waldbezirke, ahnungsvoll durchzittert vom Geflimmer gebrochenen Sonnenlichts, schrankenloses Sprießen, Grünen und Vermodern auf dichtem, von Wurzeln und um moosbewachsene Felsblöcke sickernden Wässerchen unterhöhltem Laubboden, weit und breit tiefes Schweigen, in dem das leise Rauschen der Wipfel, das Surren der Käfer nur mehr wie das sanfte Atmen eines Schlummernden erscheint, — das bietet der Wasgau dem Naturfreund vorzugsweise in dem nördlichen Teile des Gebirgs. Waldeinsamkeit, durchhaucht von deutscher Sage und deutschem Liede! Bei einer Wendung des sich anscheinend in bläuliche Nebelnacht des Forstes verlierenden Pfades steht der Wanderer plötzlich auf felsigem Vorsprung oder hellgrüner Lichtung vor dem Gemäuer eines verfallenen Heiligtums oder den epheuumsponnenen Trümmern einer Burg. Der Wald bevölkert sich ihm mit mannigfachen Gestalten verdämmernder Urzeit

der Geschichte. Felsen, Bäume, Nebel erscheinen gleich abenteuerlichen Schatten der alten germanischen Götter, Riesen und Zwerge, und er glaubt die Naturlaute ihrer Geschlechter im Sausen des Windes, im Fallen und Plätschern des Wassers zu vernehmen. Hifthornklang stolzer Lust der Feudaljagden scheint dazwischen zu klingen, Waffenlärm der ritterlichen Fehden und der Kämpfe jener Zeit, da mannlicher Bürgersinn sich auch den Rittern und Herren des Wasgaus siegreich entgegensetzte. Steigt man an steilen Schlittwegen, auf denen der Holzreichtum auf mühsame und nicht ungefährliche Weise zu Thal geschafft wird, aufwärts, vorbei an einsamen, auf Waldwiesen gelegenen Forsthäusern, über moosige Knüppelbrücken, unter denen tief unten im Grase der Bach murmelt, am Rande enger Schluchten entlang, aus denen jähe Schiefer- oder Sandsteinwände ragen, oder welche ein grünes Wipfelmeer füllt, über die sumpfige Quellenregion hinauf, wo graugrüne Blöcke, vom Wasser umrieselt, lustig sprießende Bäumchen tragen, so bleibt der Wald endlich zurück. Einen ganz besondern Genuß gewähren die Wanderungen auf den Kammhöhen des Gebirges. Seine eigentümlichen Verwitterungsverhältnisse trugen zur Bildung der langen, rundlichen Bergrücken bei, die es ermöglichen, stundenweit bei geringem Steigen

und Senken unter schattigem Laubdach fortzugehen. Herrlich ist hier der Blick auf die von fern lichten, näher dunkelblauen oder sammetgrünen Höhen, die in mehrfachen, sich immer wieder seitlich öffnenden und verzweigenden Bogenschwingungen Thäler und Thälchen umschließen, welche dem Laufe der nach Westen abstürzenden oder dem Rhein zueilenden Bäche und Flüsse folgen. Das gewährt unvergeßliches Genießen und Träumen, und ungern steigt man in die Thäler zu den Wohnungen der Menschen hinab, wo die Sägemühlen rauschen und schnarren und die Dampfschlote der Fabriken bis fast in das Herz des Gebirges hinein rauchen.

Verläßt der Wanderer diese köstlichen, vornehmlich aus Rot- und Schwarztannen, weiter hinab aus Buchen, Eichen, Eschen und Ulmen bestehenden Wälder, die sich an den Kammhöhen hinziehen, steigt er hinab zu den östlichen Hängen des Gebirges, auf denen ziemlich hoch hinauf die Rebe dem Walde den Boden siegreich streitig macht, so hat er von den mit zahlreichen zerfallenden Burgen gekrönten Vorbergen einen fast verwirrenden Ausblick auf den Reichtum von Farben und Umrissen der Ebene, die jenseits des glitzernden Rheinstromes die Schwarzwaldkette begrenzt, und zu der Weinterrassen, den rötlichen Fels mit

lichtem Grün der Rebe oder Obst- und Kastanienhainen umkränzend, den Uebergang bilden, während ihn rückwärts und von den Seiten der blaue Wogenschwall des Wasgaus umgibt. Und weithin schauend von den zerbröckelnden Denkmälern feudaler Gewalt, senkt sich der Blick in jene noch heute malerisch anzuschauenden Städtchen, die Juwelen in der Bergeinfassung des Landes, meist verhältnismäßig wenig von der Zeit veränderte Rahmen jenes bunten mittelalterlichen Lebens, das sich einst in ihren Mauern bewegte. Der Blick von hier oben gibt dem Wasgauwanderer zugleich eine beredte Erklärung des alten elsässischen Wahrspruches:

Drei Burgen auf einem Berge,
Drei Städte in einem Thal,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Ist das ganze Elsaß überall!

Alfred setzte seinen Begleiter durch die begeisterte Art in Erstaunen, mit welcher er sich dem Genuß dieser herrlichen Natur hingab. Je mehr sie sich Liebershofen näherten, um so dichterischere Farben gewannen seine Worte und geschickt wußte er dabei jeden durch die ihn umgebende Schönheit empfangenen Eindruck mit den innern Kämpfen zu verbinden, die ihn bewegten oder die zu empfinden er sich selbst täuschend vorgab.

„Die Reize der Natur scheinen sich Dir ganz besonders erschlossen zu haben," sagte Bernhard. „Gestehe nur, daß unsere deutschen Dichter nicht wenig dazu beitrugen, Deine Augen so hellsehend zu machen!"

„Manches verdanke ich ihnen sicherlich," erwiderte Alfred. „Die Zauberin aber, die jede Eingebung in mir hervorruft, befindet sich da drüben!"

Damit zeigte er auf das in der Ferne auftauchende Schloß von Liebershofen, dessen Fensterreihen in der Abendsonne erglänzten, wie bei seiner ersten Ankunft.

„Dort weilt jene, um die meine Empfindungen wie um einen Magnetberg kreisen!"

„Aber weshalb gehst Du denn nicht geradewegs zu ihr?"

„Weil ich den Frieden ihres Hauses nicht stören darf! Jetzt, Bernhard, sollst Du, der mich oft genug einen Menschen ohne Gesetz und Glauben genannt hat, sehen, daß auch ich Opfer zu bringen fähig bin. Wie drängt es mich, wie süß würde es mir vor der langen Trennung sein —"

„Wohin drängt es Dich?" fragte Bernhard lächelnd.

„Sieh," fuhr Alfred, ohne auf die Unterbrechung zu achten, in schwermütiger Träumerei fort, „alles

erinnert mich hier an sie: kein Pfad, den ich nicht mit ihr oder an sie denkend wandelte, der weite Park da unten, die Ruinen auf den Bergen ringsum, die Dörfer, die Wälder — das alles birgt für mich teure Erinnerungen meiner im Keime erstickten Liebe. Was sind mir alle klassischen Stätten der Welt gegen dies Fleckchen Erde, das mir heilig ist, weil hier meine junge Leidenschaft, wenn auch nur für mich allein, erkennbare Spuren zurückgelassen hat. Nicht wahr, eine rechte Tollheit?"

„Sag' das nicht," entgegnete Bernhard, nicht ohne tieferes Mitgefühl. „Diese Erinnerung ist ein Schatz, der einst noch die entfärbten Tage Deines Alters schmücken kann."

„Aber was ist mir eigentlich davon geblieben? Der flüchtige Eindruck eines Lächelns, ein verstohlen gewechselter Blick, eine leise Berührung! Nicht eine Zeile von ihrer Hand, nicht eine Locke ihres Hauptes besitze ich! O Bernhard, ich verlasse dieses Land arm und unglücklich!"

„Ich merke, worauf Du hinaus willst. Du möchtest noch ein greifbares Andenken an die Tage Deines Glückes mit Dir nehmen."

„Das ist es, Bernhard! Dem ersten Beweis Deiner Freundschaft, der Dich während dieser Tage

mich begleiten ließ, in denen ich vor allem des Verständnisses eines Herzens für die überwältigenden Eindrücke bedarf, die das Wiedersehen dieser Gegend mir bereitet, mußt Du noch einen weitern hinzufügen. Ich werde heute abend zwei Briefe schreiben, deren Ueberbringer Du sein sollst. Der eine wird Dir in Liebershofen einen freundlichen Empfang verschaffen, da ich darin um Aufträge für Paris bitten will. Der andere ist für Frau von Wangenheim allein bestimmt. Du mußt ihr ihn unbemerkt zustellen. Das wird übrigens nicht schwer sein, da sie die Fremden meist allein empfängt. Ich erwarte Dich in Neuweiler, wohin Du mir übermorgen hoffentlich eine doppelte Antwort bringen wirst."

Bernhard hatte nur einen Einwand.

„Ich will gern Dein Bote sein," sagte er. „Aber wird mein plötzliches Erscheinen in Liebershofen nicht auffallen? Werden mich nicht eifersüchtige Augen durchschauen? Du hast mir so wenig Näheres über Deine dortigen Beziehungen und die Verhältnisse im allgemeinen mitgeteilt, daß ich, ohne es zu wollen, Dich leicht bloßstellen könnte."

„Bei Deinem Takt, lieber Freund? Du scherzest wohl! Ich habe seit meiner Rückkehr nach Straßburg kaum einmal nach Liebershofen geschrieben. Sie

glauben dort, ich zürne ihnen, und werden sich durch Dich entzückt vom Gegenteil überzeugen lassen. Eine ausgezeichnete Aufnahme ist Dir auf alle Fälle gewiß! Du sagst, Du seiest Theologe und auf einer Ferienreise begriffen, — so kannst Du auch den Pfarrer des Ortes von mir grüßen."

Einen Teil der Nacht verbrachte Alfred mit dem Schreiben der Briefe, zu deren Besorgung sein Freund am andern Morgen aufbrach. Er selbst erstieg gemächlich einen Hügel nächst der Stadt und verbrachte einen ruhigen, angenehmen Tag, indem er dann und wann ohne alle Aufregung nach Liebershofen hinüberschaute, sich aber meist angelegentlich und aufmerksam in Luthers „Tischgespräche" vertiefte, die er bei sich führte.

Gegen sechs Uhr abends kehrte er in den Gasthof von Neuweiler zurück und bestellte, daß man ihm ein gesatteltes Pferd bereit halte.

---

## XXIII.

Nach Alfreds plötzlicher Abreise von Liebershofen waren die Beziehungen zwischen Frau von Wangenheim und Farel äußerlich die frühern geworden. Minna begegnete letzterm mit derselben Herzlichkeit,

und er war unterwürfig und liebend wie immer, indem er sich seinen Verdacht und seine Eifersucht noch selbst zum Vorwurf machte.

„Während jener junge Mann hier war," sagte er ihr, „fragte ich mich oft, ob ich ferner noch Ihr Freund bleiben solle, nachdem er mir Ihr Herz geraubt hatte."

„Und welche Antwort fanden Sie darauf?"

„Die weitere Frage: was denn eigentlich die Liebe Alfreds zu Ihnen, wenn sie wirklich bestehe, mit der meinigen zu schaffen habe? Können denn nicht viele Gläubige vor demselben Altare knieen?"

„Das sagten Sie sich, Heinrich?"

„Mehr noch, Minna! Selbst ein begünstigter Nebenbuhler würde meine Liebe nicht aufheben können, nur, merken Sie wohl, würde sie mich töten!"

„Sie haben nichts dergleichen zu fürchten!" entgegnete Minna errötend. „Sie sehen ja, wie treu das Pariser Bübchen geblieben ist! Seit er uns verließ, waren die flüchtigen Zeilen, die er dem Rittmeister Gady beim Abschied mitgab, das einzige Lebenszeichen von ihm. Das allein schon müßte Sie durchaus beruhigen."

Heinrich betrachtete sie verstohlen mit scharfem Blick. „Und Sie selbst?" schien dieser zu sagen.

„Das ist allerdings wahr,“ entgegnete er dann. „Doch ist das wohl nur dem Schamgefühl zuzuschreiben, das er notgedrungen darüber empfinden muß, wie ein Schulknabe von seinem Vater hier weggeschickt worden zu sein. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß ich mich unseres albernen Streites wegen nicht minder schäme als er, um so mehr ich nicht einmal zu sagen wüßte, wer den ersten Anlaß dazu gab.“

„Das war aber auch eine Unklugheit sondergleichen, Farel! Ich zittere noch, wenn ich daran denke!“

„Es ist eben sehr schwer, sich zu beherrschen, wenn uns Unverschämtheiten, wie er sie mir entgegenwarf, ungerecht verletzen. Sie wissen, es ist mir nicht gegeben, den Dingen stets sofort auf den Grund zu blicken. Wenn Sie mich damals nicht gleich aufgeklärt hätten, von welcher Seite jener Schlag ausgegangen war, den Alfred mir zuschieben zu müssen meinte, würde ich es noch heute kaum wissen.“

Minna lachte hell auf.

„Wenn ich Ihnen allerdings auch im allgemeinen eine mehr als gewöhnliche Naivität zugestehen muß, so gibt es doch etwas in Ihnen, was dieser Eigenschaft vollständig die Wage hält!“

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Die Hellsichtigkeit, die Sie nach jedem bedeutenden Zornesausbruch entwickeln, dessen es bei Ihnen zu bedürfen scheint, damit das schäumende Blut den schlummernden Scharfsinn in Bewegung setze. Der nächste Tag schon würde Sie über das liebenswürdige Spiel des Herrn von Wangenheim aufgeklärt haben.“

„Sprechen Sie diesen Namen nicht aus, den ich ohne Empörung nicht nennen hören kann!“

„Und doch rate ich Ihnen, sich von neuem an Namen wie Person zu gewöhnen! Er darf nicht mehr lange schmollend in Neuweiler sitzen, wie er es einzig thut, um uns zu schaden. Wir müssen ihn um jeden Preis zurückrufen.“

„Thun Sie darin, was Sie wollen, Minna. Von meiner Seite geschieht in dieser Richtung nichts. Zwischen ihm und mir gibt's nur eine Trennung bis zum Tode. Mag er ins Haus zurückkehren, sobald Sie es für nötig halten, — ich spreche kein Wort mehr mit ihm!“

„Sie werden es ebenso aus Liebe zu mir thun, Heinrich, wie Sie bis jetzt aus demselben Grunde noch weit schwerere Lasten trugen! Bedenken Sie auch, daß Sie ihn an jenem Abend furchtbar beleidigt und gedemütigt haben, Sie, der jüngere Mann, den Greis!

Sie zwangen ihn dadurch, Liebershofen zu verlassen; kehrt er zurück, so gibt er ein zweitesmal mit schwerer Ueberwindung nach."

„Um seiner Rache willen, seien Sie überzeugt! Kein Mensch auf der Welt, hätte er noch so wenig Herz, Galle oder Ehre, könnte die Dinge verzeihen, die ich ihm in jener an Streit und Abreisen so reichen Nacht ins Gesicht sagte! Hatte aber der Elende nicht die Frechheit, zu behaupten, er habe an Frau Marselle nur zu unser aller Bestem geschrieben? Herr von Wangenheim als Sittenrichter! Das fehlte noch zum würdigen Schluß seiner Laufbahn!"

„Farel, Gnade für ihn! Vergessen Sie nicht, daß ich noch seinen Namen trage!"

„Wessen Schuld ist es? Und warum erinnern Sie mich auch daran? Die vier verhängnisvollen Worte jenes Gesetzes bringen mich ohnehin dem Wahnsinn nahe!"

„Heinrich, Sie graben sich selbst Ihr Grab, wenn Sie unaufhörlich auf unabänderliche Dinge zurückkommen! Ich weiß aus eigener Erfahrung, welch trauriger Behelf die Entsagung ist. Beneidungswürdig sind wahrlich Menschen, die, wie Alfreds Mutter —"

„Nennen Sie auch diesen Namen nicht!" unterbrach sie Heinrich rauh. „Es drückt mir das Herz

ab, ihn aus Ihrem Munde zu hören! Was aber den Glauben anlangt, den Sie jetzt mit solcher Innigkeit zu wünschen scheinen, so ist meine Meinung, daß wir beide niemals Ansprüche auf ihn haben können, weil wir ihn weder je ernstlich suchten, noch den heftigen Schlag unserer für irdische Leidenschaften geschaffenen Herzen überhaupt werden in das Zeitmaß zu zwingen fähig sein, das im Sinne jener Frommen unerläßlich ist, um sich als Eigentum des Herrn fühlen zu dürfen!"

## XXIV.

Als Bernhard im Schlosse von Liebershofen Frau von Wangenheim seinen Empfehlungsbrief übergeben hatte, erriet diese mit weiblichem Fühlen sofort alles, was, wenn auch nicht darin enthalten, ihrer harren werde. Das anscheinende Vergessen Alfreds hatte sie lebhaft gereizt und ihr die Zeit seiner Abwesenheit doppelt verbittert. Während die Vernunft ihr sagte, daß diese vollständige Trennung, dieser gänzliche Abbruch aller Beziehungen als ein Glück zu betrachten sei, weil sie allein geeignet wären, allen Verdacht der Familie Marselle sowohl wie Farels zu ersticken, flüsterte ihre Eigenliebe ihr das

Gegenteil zu und ihr Herz empfand das beharrliche Schweigen des jungen Mannes als schrecklich und unverzeihlich. Dabei trat Minna in das entscheidende Alter, welches bei einem Teil ihres Geschlechts den Hang zu übertriebener Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit, bei dem andern den wilden Drang nach den Freuden, die ihm zu entfliehen drohen, erzeugt und nur eine kleine Anzahl stetig auf dem von Anfang an beschrittenen Wege des Rechts und der natürlichen, in einer edeln Seele wurzelnden Pflichterfüllung unbeirrt weiter schreiten läßt. Anstatt durch den Tod ihres Kindes auf die Nichtigkeit irdischer Hoffnungen und Freuden hingewiesen zu werden und vor der Leere, welche allen durch heftige Leidenschaften abgenutzten Herzen bevorsteht, zu erschrecken, hatte sich Minna, ohne Religion, ohne geistige Beschäftigung, sich selbst, der Einsamkeit des Landlebens und ihrer schlaflosen Nächte überlassen, oft bitter gefragt: Wozu habe ich gelebt? — Eine Frau, die sich diese Frage vorlegt, kann zwar immerhin ehrenwert bleiben; doch steht ihr die Möglichkeit eines Falles nahe genug. Der Widerstand, den Frau von Wangenheim Farels Wünschen fortdauernd entgegensetzte, war längst kein Verdienst mehr für sie. Die Gewohnheit ihres langjährigen Zusammenlebens, die Einwirkung seiner anstrengenden geschäftlichen Thätig-

keit, durch deren rauhe Wirklichkeit von Heinrichs Geist die dichterische Frische abgestreift worden war, vor allem aber die unwiderstehliche Gefallsucht, welche viele Frauen, je höher sie die Leiter der Jahre ersteigen, um so mehr in der Wahl der Gegenstände ihrer Neigung zu der Jugend hinabzugehen treibt, hatten unmerklich auch die letzten Spuren ihrer zeitweiligen Zärtlichkeit für diesen Freund aufgehoben und in ihrem Herzen ein Bett für den Strom neuer Empfindungen gegraben. Die Abwesenheit Alfreds gab ihnen einen lebendigern Lauf, um so mehr, als Minna noch immer, unter der bewußten Täuschung einer mütterlichen Liebe für ihn, sich durchaus keinen Vorwurf daraus machte, beständig und innig an ihn zu denken.

Der Auftrag, welcher Bernhard nach Liebershofen führte, fand daher einen vollkommen zubereiteten Boden. Wenn Alfred vielleicht selbst nicht ganz so gerechnet hatte, entsprach doch die Thatsache an sich vollkommen allem, was er nur wünschen konnte.

Anfangs wußte Bernhard, ziemlich verlegen und linkisch, nicht, wie er sich Frau von Wangenheim gegenüber benehmen sollte, die ihm sein Freund in den übertriebensten Farben als Tugendheldin geschildert hatte. Er glaubte um so mehr dessen Worte buchstäblich nehmen zu dürfen, als nach seinen Anschauungen alle

Frauen engelgleiche Wesen waren. Aus Furcht, mit der Ueberreichung seines zweiten Briefes eine der reinsten unter ihnen zu verletzen, bewegte er sich in allerhand unbedeutenden Worten um sein Ziel, ohne ihm näher kommen zu können, und bemerkte ebensowenig, daß Minna ihn außerordentlich deutlich mit den Augen befragte. Endlich mußte sie sich entschließen, noch gerader auf das hinzudeuten, was sie erfahren wollte.

„Werden die Aufträge, die Herr Farel unzweifelhaft für Herrn Marselle in Bereitschaft hat, unsern jungen Freund noch in Straßburg treffen?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht, gnädige Frau,“ antwortete Bernhard.

„Nicht? Aber wozu belästigen wir Sie dann damit?“

„Dieser Brief, gnädige Frau, wird Ihnen vielleicht Näheres hierüber mitteilen,“ entgegnete er, indem er ihr schüchtern das zweite Schreiben darreichte.

Minna nahm es ohne die mindeste sichtbare Verlegenheit entgegen und begnügte sich, leicht hinzuwerfen:

„Ach ja! Frau Marselle war mir eine Antwort schuldig. Aber weshalb übergeben Sie mir sie jetzt erst?“

Mit anscheinender Gleichgiltigkeit öffnete sie den Brief, überflog ihn vor Bernhard und fügte dann, sich erhebend, hinzu:

„Nun, mein Herr, überlasse ich Sie der Gesellschaft des Herrn Farel, um dies zu beantworten!“

In ihrem Zimmer eingeschlossen, las sie:

„Gnädige Frau! Ich umkreise Sie in geringer Entfernung. Von den Bergen schaue ich auf Ihr Heim herab und verfolge die Spur Ihrer Schritte in den Wäldern. Ueberall umgibt mich Ihr Andenken, und doch fühle ich mich elend. Ich muß Ihnen Vorwürfe machen, gnädige Frau. Sie haben den Sturm in meiner Brust entfesselt; Ihre Hand hätte ihn besänftigen müssen! Sie versuchten es jedoch nicht einmal! Wie ein Verbrecher wurde ich aus Ihrem gastlichen Hause verbannt. Schwer fiel die Wucht der Strafe eines erfundenen Unrechts auf mein Haupt. Ich flüchtete mich in das Bereich der toten Wissenschaft, um dem Leben zu entgehen, dessen Qualen ich zu erliegen drohe. Der Versuch war jedoch erfolglos. Die drei ewig langen Monate der Trennung haben mir bewiesen, daß für mich allein bei Ihnen Leben und Glück ist, daß Sie den Mittelpunkt aller meiner Empfindungen bilden und ich fern von Ihnen stets den Drang der Magnetnadel empfinde,

die unverständige Hände aus ihrer Richtung drängen wollen. Die unerbittliche Notwendigkeit zwingt mich, das Elsaß zu verlassen. Doch habe ich geschworen, nicht eher daraus zu weichen, bevor ich nicht den Saum Ihres Kleides küssen, und Ihre Hand auf mein Herz legen durfte, damit Sie seine zu beschleunigten Schläge fühlen, die hoffentlich mein Dasein ebenso schnell beenden werden. Wozu bedarf ich sein auch, wenn ich es Ihnen nicht widmen kann, es fern von Ihnen hinschleppen muß! Möge es mir nur einmal noch erlaubt sein, Ihre teuern Züge zu schauen! — Ich hätte mich Ihnen förmlich vorstellen und auf diese Weise Abschied nehmen sollen; aber das wäre Höllenqual für mein liebendes Herz! Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich derart freiwillig aufs Rad zu flechten. Wenn Sie meine Bitte abschlagen, mache ich keinen weitern Versuch, Sie zu sehen, denn es gibt Grenzen, die zu überschreiten kein Mann, wie jung er auch noch sei, sich zwingen läßt. Vermochte aber diese dreimonatliche Abwesenheit mich nicht gänzlich aus Ihrem Herzen zu verbannen und empfinden Sie für mich noch immer das süße Gemisch der Liebe einer Mutter, einer Schwester und einer Freundin, so kommen Sie morgen abend zwischen neun und zehn Uhr in das Lusthaus oben im Weinberg. Dort werde

ich Sie bis Mitternacht erwarten. Ihr Nichterscheinen spricht mein Urteil!"

Diese Zeilen, in denen die Selbstsucht durchaus nicht gänzlich durch die leidenschaftlichen Beteuerungen verdeckt wurde, riefen einen heftigen Kampf im Herzen Minnas hervor. Obgleich sie den wahren Gehalt dieses Charakters ahnte, ließ sie sich dennoch von ihm gefangen nehmen.

„Großer Gott," seufzte sie, indem ihre Thränen auf den Brief in ihren Händen fielen, „wenn ich ihm Unrecht gethan hätte! Wenn dieser heißblütige Jüngling durch meine Schuld zu Grund ginge, in einem Augenblick des Wahnsinns! — Wie unglücklich sind wir Frauen doch! Ein ganzes Leben lang kämpfen wir gegen einen übermächtigen Feind, — siegen wir dann endlich, so ist es vielleicht im letzten Augenblick, wenn das Herz zu schlagen aufhört!"

Sie versuchte zu beten. Mit dem aufgeschlagenen Gesangbuche an einem Stuhle knieend, haschte sie nach innerer Sammlung. Fieberhaft blätterten ihre Hände in dem Buche; doch umsonst hefteten sich ihre Augen auf Buchstaben und Verse. Sie blieben ihr leere Zeichen, die weder in ihren Kopf noch in ihr Herz Eingang fanden. Als sie die Vergeblichkeit ihres Bemühens erkannte, warf sie das Buch ärgerlich bei-

seite und stand auf, erbittert über sich selbst, über ihre unbezwingliche Unfähigkeit, anders als mit den Lippen zu beten.

„Ich fühle es wohl," sagte sie, „mich hält eine andere Macht in Banden! Sein klagendes, leidendes jugendliches Gesicht drängt sich zwischen mich und den Himmel! Meine Gebete überschreiten nicht den Raum dieses Zimmers, Gott hört sie nicht! Ich bin ein elendes, schon der Hölle verfallenes Weib! Denn auch der Körper sündigt, sobald die Seele nicht mehr rein ist. O Gott, wie habe ich mich mein ganzes Leben lang getäuscht! Das Herz vor allem hätte ich töten, ihm ewiges Stillschweigen auferlegen, es aus dieser Brust reißen müssen, die es jetzt zu zersprengen droht, um sein Recht geltend zu machen!"

Bald lief sie wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab, bald kniete sie von neuem nieder, die Hände gegen die Brust gepreßt, deren krampfhafte Bewegung sie zu ersticken drohte. Da vernahm sie gedämpft vom Kirchhof her den in der Gemeinde üblichen Totengesang, mit dem junge Mädchen eine früh dahingeschiedene Gefährtin zur letzten Ruhe zu geleiten pflegten. Es war dieselbe Weise, unter deren Erklingen auch Lilli ins Grab gesenkt worden war. Minna horchte auf. Die Mutter erwachte in ihr und legte mit ernster

Wehmut die Hand auf die stürmenden Wogen ihrer Brust, welche der Brief Alfreds und ihre durch ihn gestachelten Sinne darin entfesselt hatten. Ein reichlicher Thränenstrom sänftigte ihre dem Wahnsinn nahe Erregung, und indem sie den abgerissen, gleich fragenden und antwortenden Stimmen zu ihr dringenden Klängen lauschte, zogen mit süßschmerzlicher Erinnerung an ihr Kind der Ernst und der Friede des Todes für den Augenblick in ihr kurz zuvor noch von wilden Wünschen zerrissenes Innere.

## XXV.

Der Abend des Tages war so lau und schön, als wolle der Himmel die Menschen für den in Regenstürmen verlorenen Frühling und Sommer entschädigen. Im Saal des Schlosses von Liebershofen hatte man noch kein Licht angezündet, da der Mond ihn mit seinem hellen Schein durch die weit geöffnete Glasthür hinreichend erhellte. Frau von Wangenheim hatte sich in einen dunklern Teil des Raumes gesetzt, welcher die schärfere Beobachtung ihrer Züge nicht gestattete, und schien eifrig einer sich um dichterische Angelegenheiten bewegenden Unterhaltung

zwischen Bernhard und Farel zu lauschen. Es ging ihr aber damit nicht anders als mit ihren Versuchen, zu beten; die Schläge ihres Herzens übertönten jedes Wort, denn die neunte Stunde nahte. Sich selbst hatte sie zugeschworen, das Schloß nicht zu verlassen. Aber sie zitterte bei dem Gedanken, daß Alfred, unklug und unvorsichtig, wie er war, entdeckt werde, da sich ihr keine Gelegenheit bot, ihn ernst von seinem Vorhaben zurückzuhalten. Wie bei allen schwankenden Naturen, welche in der Religion nicht feste Wurzel fassen konnten, waren auch ihr Entschluß und ihre bessere Regung zu kurz vorübergehend gewesen, um sie in Wahrheit retten zu können. So lange die Grabgesänge zu ihr gedrungen waren, hatte sie sich in gewissem Sinne stark gefühlt; jetzt empfand sie längst wieder immer dringender die Nähe des Versuchers.

Als Farel, beunruhigt über ihr langes Schweigen, zu ihr trat und, da er sie das Gesicht in den Händen verbergend fand, besorgt fragte: „Sie sind doch nicht krank?“ sprang sie mit den Worten auf:

„Mehr, als ich zu sagen vermag! Bitte, entschuldigen Sie mich bei Herrn Link.“

Sie eilte in ihr Zimmer, schickte ihre Kammerfrau fort und begann einen Brief an Alfred zu schreiben, den sie am nächsten Morgen seinem Freunde mitzu-

geben gedachte. Doch konnte sie den ernsten Ton der Pflicht, welcher in ihrem Herzen längst seinen Klang verloren hatte, nicht finden. Sie stand auf und öffnete das Fenster, um ihrem gepreßten Atem Luft zu verschaffen, wie sie sich sagte; in Wahrheit aber, um gespannt auf das geringste Geräusch draußen zu horchen. Da schlug es neun Uhr. Nachdem die Glockenschläge verstummt waren, trat wieder die tiefe ländliche Abendstille ein, welche nur dann und wann fernes Hundegebell und das eintönige Zirpen der Grillen auf den Wiesen längs des Flusses unterbrach. Nichts regte sich im Garten.

„Gott sei Dank, er kommt nicht!“ seufzte Minna nach viertelstündigem Lauschen mit mindestens ebenso viel Enttäuschung wie Erleichterung.

Da klopfte es an die Thür ihres Zimmers. „Wenn es Alfred wäre!“ durchschauerte es sie.

„Wer ist da?“ fragte sie furchtsam.

„Ich wollte mich nur erkundigen, ob Sie sich besser fühlen,“ antwortete Farels Stimme. „Haben Sie sich schon niedergelegt? Befehlen Sie noch etwas?“

„Nichts, mein Freund. Ich danke Ihnen. Mir ist schon wohler. Ich möchte nur gern schlafen.“

Heinrich entfernte sich ohne ein weiteres Wort.

Sein Erscheinen, das ihr überflüssig und ein Zeichen des Argwohns schien, bestimmte Minna, sofort in den Garten zu gehen.

„Schon wieder muß er mir nachspüren und mich bewachen!“ sagte sie sich. „Offenbar hat er mich nicht im Zimmer geglaubt. Und der arme, liebe Alfred sollte umsonst solch beleidigendem Verdacht trotzen, sich vergeblich wie ein Dieb hierher schleichen? Ich wollte nichts für ihn wagen — ?“

Und mit der Geschicklichkeit, welche Frauen zu entwickeln pflegen, wenn sie zu täuschen beabsichtigen, öffnete sie lautlos die Thüre und schlüpfte ebenso durch das Haus und den Weinberg, wobei sie die dunkelsten Gänge desselben benutzte. Atemlos, zitternd vor Furcht und Erwartung, erstieg sie die Stufen zum Lusthaus, trat ein und fand es leer.

Alfred war gegen acht Uhr in den Pferdestall seines Gasthofes in Neuweiler hinabgegangen. Anstatt des einen von ihm bestellten fand er dort zwei gesattelte Pferde. Auf seine Frage an den Stallknecht, welches das für ihn bestimmte sei, antwortete dieser ausweichend, sein Herr habe befohlen, zwei Pferde bereit zu halten. Obgleich ihn dieser Umstand im Augenblick befremdete, bestieg Alfred doch ohne weiteres Nachdenken — denn die Zeit drängte — dasjenige der beiden Pferde,

welches ihm am munteresten zu sein schien, und rief dem Knecht im Wegreiten zu:

„Ich werde gegen vier Uhr in der Frühe zurück sein. Ich reite zum Ball nach Niederbronn!"

Eine Viertelstunde außerhalb des Städtchens schien es Alfred, als höre er in einiger Entfernung hinter sich einen zweiten Reiter auf derselben Straße. Da er aber in dem Hohlwege, dem er folgte, bei wiederholtem Wenden seinerseits nichts entdecken konnte, als die Schatten einiger Obstbäume und alter Weiden, welche ihre Häupter bis in die Mitte der Straße neigten, glaubte er, sein Gehör täusche ihn. Indessen schlug immer wieder von Zeit zu Zeit aus der Ferne das gleiche Geräusch an sein Ohr. Jede seiner Bewegungen, mochte er Schritt oder Galopp reiten, wurde von dem unsichtbaren Doppelgänger nachgeahmt. Hielt er an, so war alles ruhig. „Wahrscheinlich täuscht mich das Echo der Berge!" dachte er. Da er jedoch, als er sich der Ebene näherte, dieselbe Wahrnehmung machte, wendete er sich ärgerlich kurz entschlossen zurück, um so auf alle Fälle dem geheimnisvollen Reiter zu begegnen. Kaum war es geschehen, als wirklich eine männliche Gestalt zu Pferde, welche er aber im Dunkel des Weges nicht zu erkennen vermochte, an ihm vorüber=

sauste und im Nu in der Ferne verschwand. Da Alfred, dem alles daran liegen mußte, unbeobachtet zu bleiben, nicht weit von ihm einen Seitenweg in der Richtung von Liebershofen entdeckte, schlug er diesen ein und hoffte nun, da er ferner nichts mehr hörte, seiner aufdringlichen und ihm offenbar nachspürenden Begleitung enthoben zu sein. Nicht unwesentlich durch diesen Zwischenfall aufgehalten, ungeduldig und erhitzt durch den starken Ritt, fühlte der junge Mann sich in einer jeden Augenblick steigenden, ihn heftig vorwärts treibenden Erregung, die von ihm selbst seiner heftigen Leidenschaft zugeschrieben wurde, während sie in Wahrheit zum größten Teil das Ergebnis äußerer Zufälligkeiten war. Als er sich dem ersehnten Orte näherte und sich ihm die vom Monde hellbeleuchtete Vorderseite des Schlosses scharf in allen Einzelheiten zeigte, bebte sein Herz.

„Ja, ich liebe sie bis zum Wahnsinn!“ rief er. „Unglück über mich, wenn sie mich nicht erwartet! Ich verlasse Liebershofen nicht ohne — Nein, und sollte ich sie unter ihren Fenstern aufsuchen, sie muß mich hören, sie muß zu mir kommen!“

Er spornte sein Pferd mit völliger Wut. Auf einem Wege außerhalb des Dorfes gelangte er auf den Kirchhof. Hier stieg er ab, führte das Pferd am

Zügel bis zu dem einzigen Denkmal, das sich dort befand, und band es daran fest. Es war der Grabstein Lillis. In der Nähe des Lusthauses neigte sich winkend eine weiße Gestalt über die Mauer. Blitzschnell schwang sich Alfred darüber und stand vor der zitternden Frau, die seinetwegen gleichzeitig den ihr wider Willen aufgezwungenen Gatten wie den von ihrem Herzen frei gewählten Freund verriet.

„Sie kommen spät," sagte Minna. „Gewöhnlich ist der, der eine Zusammenkunft erbittet, zuerst auf dem Platze!"

„Machen Sie mir Vorwürfe, soviel Sie wollen, — ich versuche keine Verteidigung!" erwiderte der junge Mann, trunken vor Seligkeit.

Mitternacht war schon vorüber, als sie noch miteinander durch die Nebengänge wandelten.

„Ich habe auf dem Kirchhofe ein Geräusch vernommen!" versetzte Frau von Wangenheim, indem sie sich furchtsam an ihren jugendlichen Freund drängte, welcher seinen Mantel mit um ihre anmutige, schmiegsame Gestalt geschlungen hatte.

„Aengstige Dich nicht, Minna," antwortete dieser; „es ist mein Pferd, das ungeduldig den Boden stampft."

„Es ahmt seinen Herrn nach; denn schon willst Du mich verlassen — und auf immer!"

Sie schluchzte mit einer Heftigkeit, die Alfred erschreckte.

„Auf immer, sagst Du? Minna, diese Stunde, die der Höhepunkt meiner Seligkeit war, ist dennoch nur die erste Stufe zu ihr. Hänge Dich doch nicht so kindisch an den Unterschied unserer Jahre, Liebchen! Ist denn Dein Herz davon berührt? Wie kannst Du glauben, daß je eine Runzel diese Alabasterstirn furchen darf? Du bist ein wunderbares Weib, Minna, das außerhalb der gewöhnlichen Lebensverhältnisse steht. Solche erscheinen nur selten in der Welt als Urbilder der Schönheit, die mit dieser unvergänglich eins sind. Nicht flüchtig und vergänglich, wie die Reize unserer Frauen der Gesellschaft, sind die ihrigen dem Einfluß der Zeit in keiner Weise unterworfen; sie haben, wie Du, Geliebte, das Vorrecht, nie zu altern."

Trotz ihrer Traurigkeit mußte Minna lächeln.

„Teures Kind," sagte sie, „Du bist ein gefährlicher Schmeichler, der das Unglaublichste natürlich erscheinen lassen könnte!"

„Und wenn auch," fuhr er fort, „einst dennoch Deine seidenweichen braunen Locken, die ich mit Entzücken um meine Hand schlinge, bleichen, Deine Wangen, die ich feurig küsse, sich höhlen sollten, — hältst

Du mich denn für einen der gewöhnlichen Menschen, denen der Schleier der Jahre über einem geliebten Wesen undurchdringlich wird? Glaubst Du, ich erkenne eine liebende Seele nicht auch in minder blitzenden Augen? O, wie wenig kennst Du mich, Minna! Sei ruhig, Herz, stets findest Du in mir den Geliebten, den Freund — "

„Ich rechne nur auf den letztern, teurer Alfred! Kein Versprechen, das Du nicht halten könntest! Es wäre der Gnadenstoß für mich, müßte ich Dich von der Höhe herabsteigen sehen, auf der Du in meinen Augen stehst! Eine glänzende Laufbahn erwartet Dich! Du wirst hoch steigen in Paris, — liebende Frauen blicken weissagend in die Zukunft! Aber wenn Du dann alle Deine Wünsche erfüllt siehst, Dein Name auf aller Lippen schwebt, schöne Frauen Deine Verse wiederholen, dann, Alfred, vergiß nicht Deine arme, ferne Freundin im Elsaß, die für Dich beten wird, o Gott, ja, innig beten, so unwürdig sie auch sein mag!"

„Teure Freundin, Du bist es, der ich dies Glück verdanken werde, wenn es mir beschieden sein sollte! In einem Jahre sehe ich Dich wieder. Dann komme ich frei und offen hierher. Meine willige Abreise im Frühjahr und meine lange vollständige Abwesenheit

werden jede Furcht und jeden Verdacht vernichtet haben. Bis dahin zähle ich Tage und Stunden! Und wirst Du mir treu bleiben, Minna?"

„Das frage ich Dich, geliebtes Kind!" erwiderte diese, ihren Kopf an Alfreds Brust bergend.

Eine Stunde später stieg er wieder über die Mauer des Kirchhofs. Ehe er ihn verließ, schaute er noch einmal nach dem Weinberg zurück. Eine weiße Gestalt schien noch darin zu schweben. Dann verschwand sie dem Hause zu.

Um vier Uhr morgens war Alfred in Neuweiler zurück.

Er schlief noch um Mittag, als Bernhard in sein Zimmer trat.

„Nun, was bringst Du mir?" fragte er ihn.

„Nichts, mein armer Alfred," antwortete der Freund verstimmt und verlegen, „nichts als einen offenen Brief von Herrn Farel. Die in Frau von Wangenheim vorgegangene Veränderung ist mir völlig rätselhaft! Gestern schien sie Deinen Brief mit Anteil zu lesen, heute hat sie mir nichts an Dich aufgetragen, als einen gleichgiltigen Gruß. Fast möchte ich mich Deinem Urteil über die Frauen anschließen!"

Während ihm Bernhard das mitteilte, streckte sich Alfred mit Behagen in seinem Bette und gähnte vernehmlich.

„Ich will Dir ein großartiges Beispiel der Entsagung geben, Bernhard!“ sagte er dann. „Sieh, wie ich es mache: gequält, gemartert bis zur Entscheidung lege ich alles in die Hände des Geschicks, nachdem ich meine Pflicht bis zum Aeußersten erfüllte! — Laß uns nun nach Straßburg aufbrechen.“

Das Wetter hatte sich inzwischen wieder verschlechtert.

„Bestehst Du noch auf Deiner Reise in die Schweiz?“ fragte Bernhard daher seinen Freund auf dem Heimwege.

„Natürlich!“ erwiderte Alfred. „Ich habe meine Ankunft den Freunden, die ich dort aufsuchen will, bereits angezeigt.“

In der That hatte er schon vor seinem Wasgauausflug einen Brief nach Lugano gesandt, wohin sich Julie von Paris aus mit ihrer Freundin begeben hatte, in welchem er sich erkundigte, wo er sie und Laura treffen könne.

---

## XXVI.

An einem schönen Septembermorgen saß Julie bleich und abgezehrt auf der nach Süden gelegenen Terrasse eines Landhauses am Luganersee, um die wohltätigen Sonnenstrahlen auf sich wirken zu lassen.

Laura, die sich, mit einer Handarbeit beschäftigt, neben ihr befand, warf von Zeit zu Zeit ängstlich forschende Blicke auf das blasse Antlitz ihrer Freundin.

„Nichts für mich?“ fragte sie ungeduldig aufspringend, als der Briefträger im Vorübergehen Julie zwei Briefe überreichte.

„Heute nichts, mein schönstes Fräulein,“ antwortete er, verdrießlich erwägend, daß ihm dadurch das gewohnte Trinkgeld entgehen werde.

„Nun, deshalb sollt Ihr doch nicht mit leeren Händen weitergehen,“ rief Laura. „Es ist ja nicht Eure Schuld!“

Damit sprang sie zu einem Weingelände und warf einige Hände voll Trauben in des Boten Mütze.

„Wirst Du lange daran zu lesen haben?“ fragte sie als sie darauf zu ihrer Freundin zurückkehrte.

„Mindestens eine Viertelstunde!“

„So erlaubst Du wohl, daß ich Dich so lange allein lasse. Ich kann Dich nicht Briefe lesen sehen, ohne mich versucht zu fühlen, hineinblicken zu wollen, denn ich brenne vor Neugierde nach Nachrichten — “

„Du verstehst es eben immer, mich zu dem zu bringen, was Du gerne möchtest, meine liebe Laura! Nun, das Briefchen hier wird Deine Neugierde einigermaßen befriedigen.“

Damit übergab sie ihr das Schreiben Alfreds. Laura las es in sichtlicher Bewegung.

„Willst Du ihn — nicht empfangen?“ fragte sie zögernd.

„Auf keinen Fall, Laura!“ erwiderte Julie mit einem Tone, dessen unbeugsame Festigkeit ihr leidendes Aeußere Lügen zu strafen schien.

„Aber das wäre ja ebenso hart wie unhöflich, meine Liebe; besonders nach allen von uns im Hause seiner Eltern empfangenen Liebenswürdigkeiten.“

„Ich kann Dir nur raten, Laura, nicht befehlen, und — “

„O, Du weißt nur zu gut, Grausame, daß Dein Rat mir teuer und heilig ist wie ein Gebot der Kirche! Ich stehe indessen vollständig für mich ein, wenn — “

„Du wirst gerade so für Dich einstehen, wie in Paris, wo ich mich eilends dazwischen legen und unsere Abreise beschleunigen mußte, um Dein krankes Herz zu retten.“

„Und Du warst ein strenger Arzt, das Zeugnis kann ich Dir nicht versagen! Aber ich gehorchte Dir doch in allem?“

„Wie das wilde Pferd dem Zügel,“ versetzte Julie, die mit der einen Hand Lauras bräunlichen Nacken

streichelte, in der andern den zweiten Brief hielt, den zu lesen ihr Pein zu bereiten schien. „Doch nun will ich zu dieser langen Epistel zurückkehren und Dir dann ihren Inhalt mitteilen.“

„Ach, was liegt mir daran!“ schmollte Laura weinerlich.

„Vielleicht doch mehr, als Du denkst! Versuche nur einmal einen Augenblick, Deine Gleichgiltigkeit dagegen zu überwinden. Ich sehe hier einen Namen, der Deinen Anteil schon erwecken dürfte.“

„Ist denn der Brief von ihm?“ fragte das junge Mädchen lebhaft.

„Nein, er ist von Herrn Farel. Aber ich fühle mich wirklich recht angegriffen; möchtest Du mir ihn vorlesen?“

„Wie kann ich Dir etwas abschlagen!“

Und Laura las:

„Liebershofen, September 1816.

„Teure Freundin! Wenn ich nochmals ein langes Schweigen unterbreche und Ihnen einen neuen Abschnitt des einförmigen Klageliedes meines Daseins mitteile, so geschieht es nur, weil Ihr Andenken unverändert als das eines über menschliche Schwächen erhabenen Wesens in meinem Herzen lebt, eines Wesens, das, weil es im Einklang mit einer höhern Macht

steht, allein fähig scheint, den in den Wirren der Leidenschaft Schwankenden Rat zu erteilen.

„Nach sechs Jahren der Arbeit, der Opfer, der geheimen und offenen Anbetung bin ich weiter zurück denn je, so gut wie verlustig eines Herzens, das ich mir schon für alle Zeiten gehörig glaubte. Ein Fremder hat sich ohne sein Verdienst meines wohl erworbenen Rechtes bemächtigt. Warum? Ich weiß es nicht! Auch Sie sind Weib, Julie. Das allein verbietet mir, Ihr Geschlecht zu verurteilen, wie ich es möchte. Ihr Herz, das von Jugend auf dem Himmel alle irdischen Regungen opferte und die Gegenstände seiner Liebe und Freundschaft nur im reinigenden Lichte heiligender Empfindungen mit unverbrüchlicher Beständigkeit umfing, hat nie die Eigenschaften einer Wetterfahne gehabt, die um den Mittelpunkt eines engen Ichs dem Winde der jeweiligen eigenen und fremden Eingebungen folgt. Selbst wenn Sie irdischer und weniger erhaben dächten, würde es Ihnen nie möglich gewesen sein, einen treuen, aufrichtig ergebenen Freund mit Füßen zu treten, weil er nicht die Vollkommenheit der Engel besitzt. Die liebende Sanftmut Ihres Wesens hätte über seine Fehler einen undurchdringlichen Schleier geworfen und nie die feste Stütze seines Armes verschmäht, auch wenn er auf

rauhe Weise die Annäherungen von Menschen von Ihnen zurückgedrängt haben würde, welche, allein für das seichte Gesellschaftsleben geschaffen, dennoch gern die großen Geister spielen möchten, ohne aber irgendwie die sittliche Stärke zur wahren und ernsten Durcharbeitung unseres irdischen Daseins zu besitzen. Ich spreche für Sie in Rätseln. Es wird mir eben schwer, eine für mich demütigende Thatsache mitzuteilen.

„Vor ungefähr einem Jahre erschien der junge Marselle in Liebershofen. Ein begabter, einnehmender Jüngling von neunzehn Jahren, kränklich und dadurch doppelt anziehend, welcher sich zeitweilig selbst dem Tode nahe glaubte, es aber noch besser verstand, und es halb unbewußt darauf anlegte, diese Annahme seiner Umgebung mitzuteilen, wußte er die mütterliche Liebe, die ihm Frau von Wangenheim entgegenbrachte, in eine andere zu verwandeln. Wie gern wollte ich mich getäuscht haben; wie oft versuchte ich den Verdacht, der in mir Wurzel gefaßt hatte, zu vertilgen! — Alfred hat vor einigen Tagen das Elsaß verlassen. Vorher sandte er noch einen Vertrauten hierher, um, wie ich annehmen muß, die letzten Grüße der Frau von Wangenheim für ihn nach Straßburg zu bringen. Seit dieser Zeit ist diese

tief traurig, ob sie es gleich vor mir zu verbergen sucht und sich zwingt, freundlicher als sonst gegen mich zu sein. Wenn ich mich auch durch die Sehnsucht der Täuschung auf Augenblicke dadurch beruhigen lasse, ahne ich doch leider nur zu richtig den wahren Grund ihres Benehmens.

„Nicht genug an dieser Qual, habe ich außerdem noch andere Widerwärtigkeiten zu erdulden, die mich zum Aeußersten bringen könnten. Infolge eines heftigen Streites mit mir hatte Herr von Wangenheim Liebershofen verlassen. Ich konnte darüber nur froh sein, denn er beförderte mit teuflischer Geschicklichkeit durch allerhand Umtriebe unter der Hand die geheimen Mißhelligkeiten, welche den Frieden des Hauses ohnehin unterhöhlten. Da fällt es Ihrer Freundin Frau Marselle ein — wie Sie wissen, ist jedes Wort von ihr Gesetz für Frau von Wangenheim, — dieser im Hinblick auf den Anstand die Abwesenheit ihres Mannes bitter vorzuwerfen und sie zu veranlassen, ihn durch inständige Bitten zur Rückkehr zu bewegen. So sehe ich mich gezwungen, zu allem übrigen auch noch die unverschämte Freude und den Uebermut dieses ekelhaften alten Mannes zu ertragen, der die erste und einzige Ursache der vollständigen Vernichtung meines ganzen Daseins ist. Was soll ich thun, gefesselt durch Ketten,

die ich vergebens zu zersprengen suche! Was soll ich thun? Raten Sie mir, teure Freundin —"

„Was willst Du ihm antworten?" fragte Laura, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen hatte.

„Ich werde noch sehen. Aber Du, Laura, willst Du nun Herrn Alfred noch empfangen?"

„Ich — ich werde ins Kloster gehen!" antwortete diese.

„Dessen wäre er gerade wert, mein liebes Nönnchen," sagte Julie lächelnd. „Damit würdest Du ihm nur einen sehr willkommenen Abschnitt seines Reisetagebuches liefern!"

Wie Alfred gebeten hatte, fand er in Luzern einen postlagernden Brief von Julie. „Unseretwegen überschreiten Sie die Berge nicht," hieß es darin. „Sie dürften hier zweifellos noch schlechteres Wetter finden, als auf der dortigen Seite der Alpen!"

„Nicht mehr als gerecht!" rief er. „Das ist die Abrechnung für Liebershofen!"

---

## XXVII.

Indessen schrieb Julie an Heinrich:

„Was Sie thun sollen? Ich will es Ihnen mit der ganzen Offenheit sagen, zu welcher aufrichtige,

unwandelbare Freundschaft wie tiefe Ueberzeugung gleich sehr berechtigen. Sie müssen sich von Grund aus sittlich erneuern, mein Freund! Das mag Ihnen hart und ungerecht klingen, der Sie bis jetzt in keiner Weise die strenge Grenze des Rechts und der Pflicht zu überschreiten glaubten. Indessen wohnen aber Stolz und sündige Liebe auf dem Grunde Ihrer Seele. Glauben Sie es einem schwachen Wesen, das selbst nach schweren Kämpfen und herzzerreißenden Schmerzen die Ruhe, welche es genießt, einzig in der innigen Vereinigung mit Gott, in der Unterordnung aller Wünsche und Hoffnungen unter Seinen heiligen Willen fand. Worüber beklagen Sie sich? Konnten und durften Sie von einem Verhältnis Beständigkeit hoffen, das weder vor dem Allmächtigen noch vor den Menschen ein Recht des Bestehens gewonnen hat? Warum ferner dieser Haß, der Sie gegen Menschen erfüllt, die Gott nur in Ihren Weg stellte, um Sie die unsägliche Leere und Nichtigkeit aller allein auf Irdisches gerichteten Leidenschaften kennen zu lehren? Sie schmückten die Ihrige mit allerhand schönen Namen und glaubten sich gerechtfertigt durch den ewigen Kampf, den sie Ihnen auferlegt. Sie hielten sich nicht nur für gewahrt gegen jeden Vorwurf der Sünde, nein, für berechtigt, Gott selbst gegenübertreten und sagen zu dürfen: Ich

bin kein Ehebrecher, weil meine höhere Natur dieses Verhältnis zu adeln weiß! — Fern sei es von mir selbst sündigen und schwachen Weibe, Gottes Barmherzigkeit gegen Sie bemessen, noch an Ihrem Heil verzweifeln zu wollen. Aber ich vermag in Ihrem Mißbehagen, Ihrer eifersüchtigen Unruhe, Ihrem gewaltigen Hasse die Anzeichen eines stetig traurig wachsenden Uebels nicht zu verkennen, das Sie vernichten muß, wenn Sie es nicht mit den allein wirksamen Mitteln bekämpfen, die unsere heilige Religion allen Sündern zugänglich macht: des Gebetes und der Buße. Wenn Sie sich irgend von Liebershofen losmachen können, so fliehen Sie es. Sind Ihre geschäftlichen Verpflichtungen aber derart, daß Sie sie vorerst nicht brechen dürfen, so leeren Sie den Ihnen täglich gebotenen bittern Leidenskelch geduldig als Buße für das Vergangene und danken Sie Gott, der Sie die Liebe eines seiner Geschöpfe verlieren ließ, um Sie zu sich selbst zu führen! — Mit meiner Gesundheit, nach der Sie sich so teilnehmend erkundigen, geht es von Tag zu Tag schlechter. Nicht ganz ohne Grauen sehe ich die Stunde herannahen, die jeder Sterbliche fürchtet. Aber unser Heiland, zu dessen Füßen ich mich flüchte, wird mich nicht verlassen. Die Bitten und Worte Sterbender pflegen besondere Beachtung

zu finden. So flehe ich Sie denn als solche an, daß Sie versuchen, den meinigen nachzukommen! Bis zu meinem letzten Atemzuge werde ich an Sie denken und für Sie beten!"

Heinrich fühlte sich von diesem Briefe aufs tiefste erschüttert. Alles, was ihm Julie sagte, war unwiderleglich. Leider kam es aber zu spät.

„Sie ist das einzige Weib, das mich ohne allen Rückhalt geliebt hätte," rief er wiederholt, „und wenn Gebete Wunder thun könnten, so würde sie ein solches für mich vollbringen!"

Er suchte mit möglichster Ausdauer zu den religiösen Tröstungen seiner Kindheit zurückzukehren. Zu dem Ende durchforschte er das Neue Testament fast krampfhaft auf allen Seiten, indem er sich sagte: „Ich werde wieder Christ und aus den Schlingen des Teufels erlöst sein!" Doch der oft versuchte Kampf mit sich selbst hatte für ihn keine Aussichten mehr. Seine unüberwindlichen Gegner hießen: Minna von Wangenheim, Erinnerung, Liebeswahnsinn und — Hoffnung! Denn trotz allem Vorangegangenen hoffte er noch immer, hoffte er während der sechs Monate eines harten, langen Winters. Der letzte Rest seines Mannesmutes verbrauchte sich in dieser halb durchschauten Täuschung. Er besaß weder mehr wirklichen

innerlichen Anteil noch genügende Kraft für die Geschäfte des Unternehmens. Und doch hätte dieses mehr denn je seiner ganzen geistig freien Thätigkeit bedurft, denn der bittere Teuerungswinter, welcher dem regnerischen Sommer des Jahres 1816 gefolgt war, machte sich verhängnisvoll für dasselbe geltend. In der Schweiz, in Deutschland wie im Elsaß erlag die ärmere Bevölkerung vielfach dem Mangel und ohnehin schon belasteter Besitz der Wohlhabenderen wurde hoffnungslos verschuldet. Dabei konnte man sich in Schloß Liebershofen nicht dazu verstehen, eine unverhältnismäßig ausgedehnte Gastfreundschaft entsprechend einzuschränken. Frau von Wangenheim besonders suchte in dem eignen Mißbehagen der Gegenwart ohne irgend welche Berechnung der Zukunft sich zu zerstreuen und es wurde nach jeder Richtung weit über die Verhältnisse ausgegeben. Zudem stellten um diese Zeit mehrere Geschäftshäuser ihre Zahlungen ein, deren Sturz die Fabrik in Mitleidenschaft zog. Farel ließ alles gehen, wie es wollte. Das übermäßig rollende Räderwerk seines Herzens schien die Fähigkeiten seines Kopfes zu betäuben. Kamen unangenehme Briefe aus Paris, so wurde er erbittert.

„Die christliche Milde der Frau Marselle hindert sie nicht, mich wie den letzten Laufburschen ihres

Mannes zu behandeln," sagte er aufgebracht zu Minna.

„Was kann ich aber dazu thun?" versetzte diese sanft. „Ich leide dadurch ebenso wie Sie! Der nächste Sommer bringt hoffentlich bessere Ernten, und mit dem Frühling wird auch Ihre bewährte Thatkraft wieder in alter Weise erwachen. Ich verzweifle nie an Ihnen, mein Freund."

„O, wie könnten Sie auch je Ihre sanfte Geduld verlieren!" entgegnete er spöttisch.

Anfangs April war es mit dem Rückgang der Fabrik so weit gekommen, daß Frau von Wangenheim eines Abends nach Lesung eines Briefes von Frau Marselle erklärte, sie wolle auf der Stelle nach Paris reisen, um ihrer Freundin den Stand der Dinge mündlich auseinanderzusetzen und dadurch einen gänzlichen Bruch der geschäftlichen Beziehungen zu verhindern suchen, den man dort, wie aus dem Tone des Schreibens deutlich hervorging, zu beabsichtigen schien. Ihr Mann billigte das Vorhaben lebhaft. Farel schwieg. Minna konnte es nicht über sich gewinnen, ihn nicht gleich um seine Meinung zu fragen.

„Mein Gott," rief er, „machen Sie, was Sie wollen! Sie entscheiden ja längst allein, ohne vorher meine Ansicht eingeholt zu haben."

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, ging er hinaus.

„Du thust recht, meine Liebe, Dir aus seinem Schmollen nichts zu machen und ohne ihn zu handeln,“ sagte Wangenheim. „So, wie er es treibt, wird er uns alle zu Grunde richten, und damit muß man ein Ende machen!“

„Er würde dadurch nur Gleiches mit Gleichem vergelten!“ antwortete Minna erregt. „Ich reise gerade deshalb nach Paris, um ihn zu retten; — ihn, Dich und mich!“

„O, was mich anbelangt, brauchst Du Dich nicht zu bemühen! Ich besorge meine Angelegenheiten ganz allein,“ versetzte Wangenheim höhnisch lachend. „Aber reise nur immer. Es kann dem Vorteil des Ganzen nichts schaden.“

Um elf Uhr abends hatte man sich getrennt. Minna sollte am andern Morgen um vier Uhr bis an die große Fahrstraße nach Paris gehen, um die Eilpost zu ihrer Reise zu benützen.

„Ich will nicht, daß Sie meinetwegen gestört werden,“ sprach sie zu Heinrich. „Marianne kann mich begleiten. Also sagen wir einander jetzt Lebewohl!“

Damit umarmte sie Farel, der ihre kalte und unwahre Freundschaftsbezeugung äußerlich unbewegt

entgegennahm. Erfüllt von dem tiefen Weh, das ein eisiges Abschiedswort in uns erzeugt, welches wir von Lippen empfangen, die uns einst süße und teure Worte zuflüsterten, ging er in sein Zimmer hinauf.

„Wer weiß,“ dachte er, „vielleicht sahst Du sie zum letztenmale — und sie stand Dir heute fremder und frostiger gegenüber als an dem Tage, da sie Dich noch gar nicht erprobt hatte und dennoch in der Not ihre Arme um Dich schlang!“

In dumpfer Verzweiflung lehnte er die Stirn an das Fenster und starrte nach dem Schein hinüber, der Minna noch wach zeigte. Ihr Schatten bewegte sich hinter den herabgelassenen Vorhängen ihres Zimmers dahin und dorthin, oder verschwand auch manchmal mit dem Licht in einem der angrenzenden Räume. In solchen Augenblicken war es Heinrich, als breite sich dichte, ewige Finsternis um ihn aus, als läge er im Sarge und fühle, wie eine eigentümliche Kälte von seinem Herzen aus sich erstarrend durch alle Glieder verbreite, wobei nur der Kopf für das Bewußtsein seines Elends frei blieb. Als es Mitternacht schlug, wurden die Vorhänge beiseite geschoben, und Frau von Wangenheim öffnete das Fenster. Mit wahnsinniger Hast riß Farel das seinige auf und neigte sich hinaus.

„Minna,“ rief er gedämpft hinüber, „sind Sie es? O, noch ein freundliches, ein wärmeres Lebewohl!“

„Tausend Dank für dieses Wort, mein Freund!“ erwiderte sie. „Sehe ich Sie in der Frühe noch?“

„So wollen Sie es selbst?“

„Gern, mein Freund. Und jetzt gute Nacht bis halb vier Uhr!“

---

## XXVIII.

Ein eisiger Wind wehte zwischen drei und vier Uhr morgens, als Frau von Wangenheim an Farels Arm durch das dunkel und schweigend daliegende Dorf bis zu der Straßenbiegung ging, an welcher sie die an den letzten Häusern von Liebershofen vorüberfahrende Eilpost erwarten mußten. Um sich ein wenig gegen den kalten Luftzug zu schützen, stellten sie sich unter einen großen Nußbaum, dessen noch winterlich kahle Zweige in den Windstößen ächzten.

„Ach, wie ist das unangenehm, hier stehen und warten zu müssen!“ sagte Minna, um nur überhaupt etwas zu sprechen.

„Sie haben es mit Ihrer Abreise sehr eilig, Minna,“ entgegnete Heinrich in vorwurfsvollem Tone.

„Ich friere!“ versetzte sie.

„Allerdings ist diese Reise sehr viel mühseliger als jene, die wir in bessern Zeiten mit einander machten. Sie wird Sie sehr angreifen! Meine Befürchtungen und meine Wünsche begleiten Sie!"

„Danke, danke!" antwortete Minna, welche, um sich ein wenig zu erwärmen, mit den Füßen den Boden stampfte. „Sie können sicher sein, daß ich so schnell als möglich zurückkehren werde. Meine Reise hat ja nichts Angenehmes! Vermöchte ich wenigstens die Gewißheit mitzubringen, daß Sie ferner wie bisher über unser aller Interessen wachen werden!"

„Dürfte ich wenigstens die Gewißheit haben, daß Sie wie ehemals an mich denken werden, daß ich nicht ganz aus Ihrem —"

„Lassen wir das, lieber Farel. Wozu uns den Augenblick der Abreise noch verbittern? Das fürchtete ich eben und deshalb wollte ich Sie anfangs heute morgen nicht mehr sehen. Aber Sie, der Sie mich hart und streng nennen, wissen selbst recht wohl, daß ich Sie diese Nacht nicht den Kopf so traurig ans Fenster gelehnt sehen konnte, ohne Ihnen noch ein Freundschaftszeichen zu geben."

„Ach, Sie haben mich also beobachtet?" rief Heinrich froher.

„Ein wenig. — Marianne, hörst Du noch nichts?"

wandte sich Minna zu ihrer Kammerfrau, die einige Schritte hinter ihnen auf das Rollen des Wagens horchte.

„Noch nichts, gnädige Frau.“

„Wie unglücklich macht es mich, Sie in diesen elenden Kasten steigen lassen zu müssen; zu denken, daß Sie tagelang mitten unter fremden, vielleicht groben und gemeinen Menschen sitzen werden! Glauben Sie mir, Minna, Ihre Reise wird meine Qualen entsetzlich verschärfen!“

„Quälen Sie sich aber unsinnig, mein Freund! Was läßt sich denn an alledem ändern?“

„Verfluchte Armut, Quelle aller dieser Leiden!“ fuhr Heinrich auf. „Weiß Gott, in diesem Augenblick würde ich meine Seele für eine Wünschelrute verhandeln! Ach, in einer Stunde sind Sie fern — und ich sehe Sie wohl nie mehr!“

Da ertönte in der Ferne das Posthorn und der immer größer werdende Schein zweier Laternen bezeichnete in der Dunkelheit die Annäherung des Wagens. Bald vernahm man auch sein Rollen und wenige Minuten darauf hielt das unförmige Gefährt vor ihnen.

„Schnell aufsteigen!“ rief der Postillon.

Aus dem engen Schlage reichte Frau von Wangenheim Farel die Hand. In der Dunkelheit durfte er noch einmal die Lippen darauf drücken.

„Zurück, mein Herr! Vorwärts!“ befahl die Stimme des Führers, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Heinrich folgte, mitten auf der Straße stehend, so lange er es erhaschen konnte, dem dumpfen Rollen, das die Entfernung des Teuersten bezeichnete, das er besaß. Als der letzte Laut erstorben war, lehnte er sich einen Augenblick an den Stamm des Baumes, der Minna noch soeben zum Schutz gedient hatte. Beim Nahen des Morgens wehte der Wind noch stärker und es schien Heinrich, als ginge ein klagendes Seufzen durch die ganze Natur. Im Schlosse schlief bei seiner Rückkehr noch alles. Er beeilte sich, im Schutze dieser Ruhe Minnas Zimmer zu betreten, um, ehe der kalte Morgen hereinströme, die Luft zu atmen, welche die Frau umgeben hatte, die ihm das Herz brach.

---

## XXIX.

Sofort nach ihrer Ankunft in Paris begab sich Frau von Wangenheim zu ihrer alten Freundin. Sie wurde mit kalter Höflichkeit aufgenommen. Ob sie gleich ein wenig auf diesen Empfang vorbereitet war, schmerzte er sie dennoch tief. Sie konnte bald

durchblicken, daß es durchaus nicht allein der üble Stand der Geschäfte in Liebershofen war, welcher ihr diesen Willkommen von seiten der Frau Marselle eintrug.

Alfred war kurz vorher aus Berlin zurückgekehrt. Gierig, mit seinen erworbenen Geistesschätzen zu glänzen, schien ihm die dort verbrachte kurze Zeit für seinen Zweck genügend. Da er nun bestimmt die unsichere und abhängige schriftstellerische Laufbahn ins Auge gefaßt hatte, bedurfte er vorerst noch für längere Zeit sowohl des Aufenthaltes im elterlichen Hause, als auch nicht unbedeutender Geldmittel, um sein erstes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit wenigstens äußerlich möglichst erfolgreich und mit entsprechender glänzender Grundlage ins Werk zu setzen. Deshalb kam er allen Forderungen der mütterlichen Besorgnis mit größter Unterwürfigkeit entgegen und begrüßte Frau von Wangenheim förmlich, ohne jede innere Erregung, wie ohne jede Liebenswürdigkeit. Seine Mutter folgte seinen Worten und Bewegungen mit ängstlicher Aufmerksamkeit. Minna war sichtlich verlegen und aufgeregt und fand kaum die Kraft zu den herkömmlichen Redensarten. Sofort nach beendigtem Mahle grüßte Alfred nach einigen seiner Mutter zugeflüsterten Worten höchst gemessen die übrigen Anwesenden und verließ

das Zimmer, während Minna ihr Herz still stehen fühlte.

Am Abend sprach sie mit ihrer Freundin über die geschäftlichen Angelegenheiten, welche sie hergeführt hatten.

„Mein Mann hat heute nach Liebershofen geschrieben,“ sagte letztere, „und offen erklärt, daß er hinfort nur noch mit Herrn von Wangenheim verkehren werde. Die sonderbare Gleichgiltigkeit und Unachtsamkeit, die Herr Farel in der letzten Zeit an den Tag legte, mußten uns natürlich zu wenig zuversichtlichen Voraussetzungen führen.“

„Und gerade um ihn zu verteidigen, kam ich nach Paris.“

„Wen zu verteidigen? Deinen Mann oder Herrn Farel? In letzterm Falle, liebe Freundin, würdest Du, fürchte ich, der Anwalt einer verlorenen Sache sein. Uebrigens kommst Du zu spät. Herr Marselle ändert seinen Beschluß nicht.“

„Aber was soll denn ums Himmels willen aus dem armen Farel werden, der uns sein ganzes Dasein und sein Vermögen geopfert hat?“

„Vor allen Dingen handelt es sich wohl darum, zu wissen, wofür er es that,“ erwiderte Frau Marselle trocken. „Und was aus ihm werden soll? Er wird

eben wie vor euerm Zusammenbruch die Stelle einnehmen, die ihm Herr von Wangenheim anweist."

„Darein wird er nie willigen, — o, niemals, das weiß ich!"

„Wen trifft dann die Schuld? Ich hoffe aber, daß Du Dich in Deiner Annahme irrest. Die Not ist der beste Arzt. Du mußt mir schon gestatten, zu glauben, daß Herrn Farel vor allem daran liegt, überhaupt in Liebershofen bleiben zu können, selbst wenn —"

„Ja, gewiß wird er dort bleiben, lebend oder tot!" rief Minna mit dem Ausdruck lebhaftester Unruhe. „Mein Gott, weshalb bin ich auch erst hierher gereist! Im Namen alles dessen, Marie, was Dir teuer ist, dem Deines Sohnes vor allem, beschwöre ich Dich, thue, was in Deiner Macht steht, daß dieser Beschluß zurückgenommen werde! Lasset die Sachen so, wie sie früher waren! Ich stehe für Farel ein!"

„Er besitzt ja in Dir eine sehr warme Freundin," sagte Frau Marselle, indem sie Minna unter ihrem strengen Blicke erbeben machte. „Es thut mir leid, Deinen Wunsch auch deshalb nicht erfüllen zu können, weil es gegen meine Ueberzeugung für Dein ewiges Heil wäre; um so mehr, da ich sehr wohl unterrichtet zu sein glaube —"

„Wenn mein Mann von euch gleichzeitig als

Zeuge und Richter angenommen worden ist," unterbrach sie Frau von Wangenheim bitter, „ohne daß ihr auch uns Gehör schenktet, dann allerdings habe ich nichts mehr zu sagen!"

„Dein Gatte ist es nicht allein — Ich weiß auch gar nicht, weshalb ich ein Geheimnis daraus machen soll, daß die Berichte Alfreds uns schon im vorigen Herbst, als er uns von Straßburg aus besuchte, ehe er nach Berlin ging, ahnen ließen, welchen verderblichen Gang unsere Angelegenheiten bei euch im Elsaß nehmen. Er hatte uns zu diesem Zweck hauptsächlich nur den Charakter des Herrn Farel zu schildern nötig. Und Alfred sieht trotz seiner Jugend scharf."

„Auch er?" murmelte Minna halb erstickt vor Schmerz.

„Warum nicht? Sollte er uns die Lage der Dinge verheimlichen, oder verwirfst Du sein Zeugnis als nicht stichhaltig?"

„O, durchaus nicht. Aber darüber möchte ich doch gern mit ihm allein sprechen."

„Dazu sehe ich durchaus keinen Grund," fuhr Frau Marselle in immer strengerm Tone fort. „Ich zweifle gar nicht, daß Du ihn mit Deiner einschmeichelnden Ueberredungskunst bald zu Deinen Absichten bekehren würdest."

„Da Du mich also nach jeder Richtung schon im voraus verdammtest,“ rief Minna schluchzend, „so ist es wohl am besten, ich reise sofort zurück!“

Einen Augenblick lang schwieg Frau Marselle. Dann aber schien in ihr plötzlich das Andenken an ihre alte gegenseitige Freundschaft zu erwachen, und indem sie Minnas Hand nahm, sprach sie:

„Die Schuld ist mein. Ich hätte Dir nie meinen Sohn schicken sollen. Verzeihe mir diesen Irrtum! Ich danke Dir trotzdem in meinem Herzen die mütterliche Sorge und Pflege, die Du ihm zu teil werden ließest. Dieses Andenken bindet, dafür bürge ich Dir, auch die Hände des Herrn Marselle. Er wird euch nicht fallen lassen und das Gedeihen eures Geschäfts stets fördern. Aber er kann nicht blindlings handeln. Herr von Wangenheim bietet, wenn er von meinem Mann geleitet wird, größere Bürgschaft als das gänzlich geänderte Wesen Farels.“

Minna schien gesenkten Hauptes nicht mehr auf die Worte ihrer Freundin zu hören.

„Also nochmals, verzeih, meine arme Minna!“ fuhr diese fort. „Verzeih, wenn ich hart war! Als Mutter mußte ich es sein, als Christin erbitte ich Deine Verzeihung! Aber Du bist sicher zu Tode ermattet. Heute hätten wir nicht mehr von der Sache sprechen sollen.“

„O, besser so," antwortete Minna sanft, „besser, gleich den Kelch bis auf die Neige leeren! Dann findet sich, wenn alles vom Herzen herunter ist, wohl wieder eher Ruhe."

„Das walte Gott!" sagte Frau Marselle. Sie begleitete Minna in ihr Zimmer und umarmte sie mit der alten Herzlichkeit, die durch den deutlich auf der sonst so lachenden offenen Stirn der Freundin gezeichneten Schmerz vorübergehend wieder wach gerufen worden war.

---

## XXX.

So vergingen zwei Tage in dem Wechsel von Strenge und Freundlichkeit. Frau Marselle, welche auf Minnas religiöses Gefühl einzuwirken strebte, fand eine wenig gelehrige Schülerin. Lebhaft verletzt durch die Bestimmungen, welche jene ihren Mann bezüglich Farels hatte treffen lassen, und dem frommen Predigttone, in dem Marie inzwischen außerordentlich vorangeschritten war, innerlich fremd, glaubte Minna noch überdies, die Lehren des Evangeliums, die ihr in dem letztern vermittelt wurden, im Herzen ihrer Freundin auf eine zu wenig selbstlose Quelle zurückführen zu dürfen, um ihnen bei sich offenen Eingang

zu gestatten. Dabei mußte sie einsehen, daß alle ihre Bemühungen, die Entscheidung über die geschäftlichen Angelegenheiten rückgängig zu machen, an dem unbeugsamen Willen des Bankiers und seiner Frau scheiterten. So beschloß sie denn nach zwei Tagen stets wachsender Unruhe und bitterer Demütigung wieder abzureisen.

Alfred war an den folgenden Tagen nicht einmal mehr beim Mittagessen erschienen. Wenn auch dieses gänzliche Zurückziehen durch den elterlichen Befehl zu rechtfertigen gewesen wäre, so fand doch ebenso wenig von seiten des jungen Mannes selbst der geringste Versuch statt, seine Kälte und Unbekümmertheit um den Gast irgendwie im Wege eines Briefes oder einer Botschaft zu erklären.

„Ich habe seine Verachtung wohl verdient," sagte sich Minna trostlos. „Aber weshalb rächt er sich an einem andern Unglücklichen? Warum erkauft er die Freundlichkeit seiner Mutter dadurch, daß er den armen Farel opfert? Das muß ich um jeden Preis wissen! Er soll mir für seinen niedrigen Verrat Rede stehen und zwar auf der Stelle!"

Allerdings hatte sie keine Zeit zu verlieren. Der Morgen des dritten Tages, dessen Abend sie für ihre Abreise bestimmt hatte, war ziemlich vorgeschritten und schon wurde zum Frühstück geläutet. Der ver-

zweifelte Entschluß, den Minna faßte, hatte noch einen andern Grund als den, Alfred zum Verteidiger Farels bei seinen Eltern machen zu wollen: verletzte Eitelkeit und — Hoffnung. Sie blieb eben Weib, selbst in all ihrem Kummer. Nach kurzer Ueberlegung beschloß sie, allem zu trotzen. Glücklicherweise begegnete sie niemand, als sie eilig die Gänge bis zu Alfreds Zimmer durchschritt, an dessen Thüre sie klopfte. Er öffnete selbst, noch in einen weiten Schlafrock gehüllt. Als er Frau von Wangenheim erkannte, wich er erschrocken einen Schritt zurück.

Sie konnte in keinem ungelegenern Augenblicke kommen. Alfred sah gerade die Korrekturbogen seines ersten Werkes, einer Zusammenstellung der philosophischen Lehren der Zeit mit Hinblick auf deren Einfluß auf das französische Schrifttum, durch, einer etwas vorzeitigen Kundgebung seiner Feder, zu der er sich jedoch auf Grund seines halbjährigen Aufenthalts in Berlin vollkommen berechtigt glaubte.

„Sie hier, in meinem Zimmer, gnädige Frau?“ sagte er mit eisigem Gruß. „Diese Ehre hätte ich nie erwartet!“

„Täuschen Sie sich nicht über den Grund meines Erscheinens,“ begann Minna, ihn mit einem langen,

ernsten Blick messend. „Der Augenblick, den ich in unsern gegenseitigen Beziehungen voraussah, ist gekommen, allerdings ein wenig schneller, als ich dachte. Aber das thut nichts zur Sache. Ich reise noch heute ab, und da ich während meines hiesigen Aufenthalts kaum das Vergnügen hatte, Sie zu Gesicht zu bekommen, erscheine ich selbst, um mir Ihre Aufträge für das Elsaß zu erbitten."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau —"

„Dann gestatten Sie mir wohl, mich deutlicher auszudrücken. Ich möchte ein gutes Wort durch Sie für Farel erlangen, den Sie Ihren Eltern so sehr zu seinem Nachteil empfahlen. Ihnen that er in seinem ganzen Leben nichts Böses! Leider haben wir in Liebershofen ihm seine Treue und Güte reichlich damit vergolten, und Sie ganz besonders hier in Paris!"

„Es kann sein, daß ich ihn ungerecht beurteilte, gnädige Frau. Keinesfalls aber sagte ich meinen Eltern etwas anderes, als was ich selbst glaubte."

„So halten Sie also Herrn von Wangenheim für geschäftlich eben so zuverlässig wie Farel?"

„Jedenfalls für erfahrener, gnädige Frau."

„In gewissem Sinne allerdings," versetzte Minna traurig.

„Weshalb klagen Sie mich also an? Ich habe und hatte gegen Herrn Farel keinerlei Verpflichtung.“

Minna wagte im Gefühl alles Demütigenden, das für sie in ihrem Schritte lag, kaum die Augen zu erheben. Noch weniger litt ihr Stolz die leiseste Rückkehr auf ihre frühern gegenseitigen Beziehungen.

„Auch darin sind Sie, buchstäblich genommen, im Recht,“ entgegnete sie nach kurzer Pause. „Allein einem edeln Herzen, an das Sie uns in Ihnen glauben machen wollten, darf man nicht mit Worten die schweigend sich von selbst verstehenden Pflichten der Ehre nahe legen, ohne es zu beleidigen. So hoffe ich, werden Sie, sobald ich Sie bitte, um meinetwillen das Dasein eines Mannes zu schonen, den ich achte, gewiß ohne weiteres meine Wünsche bei Ihren Eltern unterstützen. Sie bezwecken, die gegen Farel ergriffenen Maßregeln rückgängig zu machen. Ihre Mutter besonders, die Ihrem Urteil vertraut, wird Ihnen zweifellos folgen.“

„Gnädige Frau, ich bin zu aufrichtig, um etwas zu versprechen, das ich nicht halten kann,“ antwortete Alfred immer verlegener, indem er sich stehend dicht bei der Thür hielt, um die Hoffnung, daß ihn Minna bald verlassen möge, zu verdeutlichen. „Meine Mutter würde mit Recht glauben, daß ich Ihrem Einflusse gewichen wäre.“

„Und darin läge wahrlich eine bedeutende Gefahr für Sie!“ sagte Minna mit erhobenem Tone. „Sie dürften sich wohl denken können, daß eine Frau sehr unglücklich sein muß, die sich derartig erniedrigt, von Ihnen, mein Herr, einen kleinen Dienst zu erbitten! Ich habe übrigens das Recht, zu verlangen, daß Sie Ihr Unrecht wieder gut machen! Sie haben uns verleumdet —“

„Um Gottes Willen, gnädige Frau, sprechen Sie leiser, man könnte Sie hören —“

Sie sah ihn zugleich bestürzt und durchdringend an. Alfred schlug die Augen nieder, und um einem Auftritt, der ihm unerträglich zu werden anfing, ein Ende zu machen, setzte er halblaut hinzu: „Denn, daß ich es nur gestehe, gnädige Frau, Sie stellen mich bloß.“

„Nicht weiter, mein Herr!“ entgegnete Minna mit tiefer Verachtung. „Das genügt, um Sie für immer nicht nur vor dem Richterstuhl meines Herzens und meiner Achtung zu verurteilen!“

Damit ging sie hinaus und Alfred kehrte, immerhin etwas zerstreut und verstört für den ganzen Tag, zu seinen Korrekturbogen zurück.

## XXXI.

Während Frau von Wangenheim sich wieder auf dem Heimwege befand, war der Brief des Herrn Marselle schon in Liebershofen eingetroffen. Wangenheim beeilte sich, Heinrich davon Einsicht nehmen zu lassen. Das Lesen dieses Schreibens erweckte letztern aus der Stumpfheit, in welcher er sich die letzten Monate hindurch befunden hatte.

„Das alles geht von Ihnen aus!“ sagte er und trat seinem frühern Teilhaber drohend einen Schritt näher. „Nun, es ist gut. Sie haben das Ihrige gethan. Auch ich weiß, was ich zu thun habe!“

„Und darf man Ihren Beschluß erfahren, bester Freund?“ fragte Wangenheim spöttisch lächelnd.

„Dir den Schädel einzuschlagen, Elender!“ rief Farel aufs höchste gestachelt, indem er Miene machte, seinen Worten den Nachdruck der That zu verleihen.

„Sachte, mein Lieber,“ versetzte Wangenheim, der die Thür zu erreichen suchte. „Unterdrücken Sie derartige Ausbrüche, sonst rufe ich Zeugen! Worüber können Sie sich denn eigentlich beklagen? Vor einem Jahre haben Sie mich hier hinausgewiesen, heute ist die Reihe an mir, wenn ich will, mit Ihnen das Gleiche zu thun. Da wir hier beide nur die Ver=

tretungsgewalt darstellen, ist das der gewöhnliche Lauf der Dinge nach dem jeweiligen Stand der Parteien.“

„Hier muß überhaupt ein Mißverständnis obwalten!“ fuhr Farel außer sich fort. „Frau von Wangenheim wird in Paris alles aufklären. Ich kann nicht denken, daß Herr Marselle so unbeschreiblich thöricht sein sollte, die Leitung der Dinge wieder in die Hand eines Menschen zu legen, der ihn schon einmal betrogen hat.“

„Warum denn nicht, mein bester Farel? Das menschliche Herz ist ein Räderwerk, das manchmal ganz unvorhergesehene Bewegungen macht. Die Menschen werden gewöhnlich in verschiedener Beleuchtung verschieden beurteilt. Weshalb soll mir das nicht auch widerfahren? Sie halten mich kurzweg für einen Spitzbuben, und dennoch ist es mir augenscheinlich gelungen, mich vor Herrn Marselle von jeder Schuld zu reinigen. Sie müssen sich nun schon in die Sachlage, wie sie eben ist, ergeben. Auf meine Frau rechnen Sie so wenig wie möglich! Die ist einfach in ihren eigenen Angelegenheiten nach Paris gereist, nicht in den Ihrigen.“

„Es steht Ihnen schlecht an, einem Wesen Ihre gemeinen Beweggründe unterzuschieben, dessen Leben nur eine lange Selbstverleugnung gewesen ist, das

dem Schatten einer eiteln Pflicht, Banden, die vor Gott und Menschen längst nichtig sein mußten, sein Dasein, sein Herz und seine heißesten Wünsche opferte! Begnügen Sie sich mit dem Bewußtsein, Minna und mich elend gemacht zu haben! Beschmutzen Sie Minna wenigstens nicht mit Ihren niedrigen Verdächtigungen, halten Sie in Ihrem giftigen Rachen den Geifer zurück, von dem er überfließt!“

„Wie poetisch Sie sich auszudrücken wissen, mein lieber Farel! Der Dichter kommt in Ihnen immer wieder zum Durchbruch. Lernen Sie doch einmal in Gottes Namen, da Sie ja doch an ihn glauben, menschlich reden, und lassen Sie Ihre Bilder und Vergleiche beiseite! Wenn ich wirklich die Eigenschaften einer Viper hätte, würde ich Sie längst gestochen haben. Denn Sie können recht unangenehm werden! Da ich aber ein im Grunde sehr wohlwollender alter Mann bin, suche ich meine Erfahrung jüngern Leuten mitzuteilen, die nur leider so wenig Gebrauch davon machen wollen. Ich sagte Ihnen also, daß sich Frau von Wangenheim in ihren eigenen Angelegenheiten nach Paris begeben habe. Das ist eben so gewiß wahr, als sie dort Herrn Alfred trifft, der unlängst von Berlin in das elterliche Haus zurückkehrte.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Heinrich in

ungläubigem Tone, durch welchen dennoch die Eifersucht blitzte.

„Woher ich es weiß? Nun, von Herrn Marselle selbst, der es mir vor ungefähr zehn Tagen in einem der vertraulichen Briefe mitteilte, die unsere gegenwärtige neue Einrichtung einleiteten."

„Und haben Sie dieses Schreiben noch? Sah es Frau von Wangenheim vor ihrer Abreise?"

„Das Schreiben? Ich glaube, hier ist es," entgegnete Wangenheim, indem er gleichgiltig und langsam seine Brieftasche durchsuchte, ehe er es finden wollte, und es dann Heinrich übergab.

„Meine Frau hat es noch nicht gesehen. Ich wollte ihr die überraschende Neuigkeit von meiner Ernennung zum unumschränkten Machthaber unseres kleinen Staates für Paris aufsparen. Aber was gilt's — ihr Herz erriet aus innerm Antrieb die Anwesenheit des jungen Herrn; sie witterte sie sozusagen auf hundert Meilen! Warum sollte das auch bei Liebenden nicht der Fall sein können, wenn Somnambule sogar in dieser Entfernung zu sehen vermögen?"

„So sind Sie also gewiß, daß er in Paris ist?" fragte Heinrich noch einmal, indem er vergeblich gegen seine brennende Unruhe ankämpfte.

„So gewiß, lieber Farel, wie daß es jetzt Tag ist, — wie daß es eine herrliche Spätsommernacht war, die die beiden zum letztenmale im Lusthaus unseres Gartens vereinte."

„Wie meinen Sie das? Seit den unangenehmen Auftritten damals in der Stube des Kranken haben sie einander nicht gesehen! Gaby versicherte mir, dem jungen Mann auf dem Wege nach Straßburg den Stand der Dinge sehr ernst klar gemacht zu haben."

„Was Herrn Alfred jedoch durchaus nicht hinderte, drei Monate später einen albernen Menschen hierher zu schicken, der Sie unterhalten mußte, während er selbst von Neuweiler, wo ich mich, wie Sie wissen, damals auch gerade befand, fortritt, um uns beide zum Narren zu halten, — mich, den Ehemann, und Sie, den — Freund!"

„Abscheulich, o, mehr wie abscheulich! Fluch über Sie und Ihre nichtswürdigen Lügen! Welcher Satan hat Sie gelehrt, solche Verleumdungen zu brauen? Ich befehle Ihnen, daß Sie von Ihrer Frau mit mehr Ehrerbietung sprechen!"

„Damit Herr Farel fortfahre, auf dem süßen Kissen des Vertrauens zu schlummern? Mein Herr, ich ehre nur diejenigen, die mir Beweise ihrer Treue geben! Da ich nun in der Welt, wie sie einmal

ist, noch keine Seele gefunden habe, die einer solchen Thorheit überhaupt fähig wäre, so achte ich nur mich selbst; denn ich bin mir noch niemals untreu geworden!“

„Aber sind Sie denn diesem verfluchten Menschen, den ich immer wieder auf meinem Wege finden muß, gefolgt, daß Sie Ihrer Sache so sicher sein dürfen? Reden Sie, sind Sie ihm von Neuweiler aus hierher gefolgt? Erklären Sie sich doch deutlicher! Ich beschwöre Sie, halten Sie mich nicht so entsetzlich hin! Sahen Sie ihn mit eigenen Augen hier?“

„Ich? Nein! Aber wie Sie gleich auffahren, mein lieber Farel! Sie verteidigen unsere Rechte wahrhaftig viel hitziger als ich! Nein, ich selbst habe nichts gesehen. Alfred galoppirte auf einem tüchtigen Pferde, und dazu bin ich zu alt, als daß ich hätte mit ihm gleichen Schritt halten können. Aber Sie erinnern sich vielleicht, daß Vetter Hans mich gerade an jenem Septembertage besuchte, um mir im Namen meiner Frau Vorschläge zu einem gütlichen Ausgleich zu machen, die mich in den heimatlichen Schafstall zurückführen sollten, weil sie Furcht vor ihrer teuern Gouvernante, der Frau Marselle, empfand?“

„Allerdings,“ bejahte Heinrich atemlos, „und weiter?“

„Vielleicht entsinnen Sie sich auch, daß es derselbe Tag war, an dem der poetische Student als Gesandter Alfreds in Liebershofen erschien?“

Farel starrte ihn wie wahnsinnig vor Erwartung an.

„Nun,“ fuhr Wangenheim lächelnd fort, „den Rest lassen Sie sich vom Müller Hans erzählen, und zwar gleich, damit Sie nicht glauben, ich habe ihm eingegeben, was er Ihnen sagen soll. Wir sind allerdings vertraute Freunde, der liebe Vetter und ich. Deshalb hat er mir auch die Untreue meiner Frau, natürlich nur zu meiner Erheiterung, mitgeteilt.“

Die Augen Wangenheims blitzten in boshafter Freude. Sie folgten Heinrich, der sich schweigend entfernte und, wie ein Trunkener den Gang entlang, die Treppe hinunter durch den Hof schwankend, den Weg zur Mühle einschlug.

---

## XXXII.

Farel traf Rosel allein zu Hause. Sein zerstörtes Aussehen erschreckte die an sich mitleidige Frau.

„Was fehlt Ihnen denn, mein bester Farel? Sie sind ja blaß wie damals, als Sie von Paris kamen und

oben alles versiegelt fanden! Es ist Ihnen doch kein neues Unglück zugestoßen?"

„Liebe Frau Rosel, kann ich Ihren Mann sprechen?"

„Er ist noch nicht vom Markt zurück."

„Wann mag er wohl heimkehren?"

„Heute abend. Vielleicht auch schon in einigen Stunden."

„So werde ich auf ihn warten!"

„Nun, desto besser. Aber was kann man denn nur thun, um Sie wieder ein wenig aufzuheitern? Reden Sie doch! Sie sehen wirklich entsetzlich schlecht aus, und ich möchte Sie gern wieder lächeln sehen! Das steht Ihnen weit besser!"

Heinrich lächelte, aber so furchtbar bitter, daß die Müllerin, so wenig sie sonst im stande war, tiefe Seelenschmerzen zu erraten, doch fühlte, ein Strom von Thränen wäre besser gewesen als dieses Lächeln. Sie näherte sich ihm mit einer Art ungeschickter Teilnahme.

„Schade," sagte sie, „daß Sie jetzt stets so traurig sind! Sagen Sie, ist es die Abwesenheit der schönen Base, die Sie so peinigt? Da sind Sie, mit Ihrer Erlaubnis gesagt, geradezu toll. Aber Sie wollen es eben sein! Sie wollen auch wahnsinnig und blind bleiben bis an Ihr Lebensende."

„Da haben Sie ganz recht," antwortete Heinrich geistesabwesend.

„Nun, da bin ich schon froh, wenn Sie das selbst einmal eingestehen! Das erstemal lassen Sie mich Ihnen gegenüber recht haben! Ich bin ordentlich stolz darauf! Ja, wenn Sie so scharfe Augen besäßen wie ich, wenn Sie gesehen hätten —"

„Was? Ins Himmels Namen!" rief Heinrich plötzlich auffahrend und vollständig vergessend, daß er zu einer schwatzhaften Frau sprach.

„Was? Nun, was ich im Park von Zabern sah, wo sie sich auf die Schulter dieses kleinen, magern, wohlriechenden Pariser Affen lehnte; wo sie ihm allerhand Liebes that mit Augen und Händen! Es war wirklich schon stark! Ich sagte zu mir: Wäre doch der arme Farel da! Aber er würde auch jetzt noch nichts glauben, und was geht's mich auch an? Aber letzten Herbst, da war es noch weit schlimmer. Doch da habe ich nichts gesehen. Aber Hans, der mir, Gott sei Dank, stets alles sagt, der hat sie mit einander girren hören, in seinem Versteck auf dem Kirchhof. Das wissen Sie nicht? — Aber starren Sie mich nicht so schrecklich an!" unterbrach sie sich plötzlich. „Sie sehen ja aus wie der Tod — ich könnte mich vor Ihnen fürchten!"

„Weiter!“ hauchte Heinrich fast tonlos.

„Ja, also hören Sie,“ begann Rosel wieder. „Mein Mann kam denselben Abend von Neuweiler. Eigentlich hat er mir verboten, es Ihnen zu sagen, aus Mitleid, meinte er. Aber ich sehe gar nicht ein, was daran Schlimmes ist, Sie auf den Grund sehen zu lassen und Ihnen klaren Wein einzuschenken, damit Sie die Kleie vom Mehl sondern können. Hans hatte also mit dem alten Wangenheim abgemacht, daß er ein Pferd nehmen und dem kleinen Spitzbuben folgen solle, querfeldein, wenn es sein müßte. Auf halbem Wege schlug er aber eine andere Richtung ein, denn der andere hatte etwas gemerkt. Am Eingange des Dorfes brachte ihn jedoch sein Pferd, das aus demselben Stalle war wie die Stute, die Herr Alfred ritt, wieder auf die rechte Fährte, auf den Fußsteig, wissen Sie, außen ums Dorf herum und geradewegs auf den Kirchhof. Da hatte er meiner Treu die Stute schamlos sogar an den Grabstein der kleinen Lilli gebunden, wo sie nicht schlecht in dem Blumengärtchen wirtschaftete. Erinnern Sie sich noch? Am andern Tage dachte man, es seien böse Buben aus dem Dorfe gewesen. Ja, ja, ein böser Bube war es auch! Aber das liebe Herz durfte sich ja jede Freiheit nehmen! Mein Mann war also abgestiegen

und versteckte sich hinter einem Grabe dicht an der Mauer. Dort konnte er alles hören. Alles! Aber was rede ich da für Sachen —"

„Glauben Sie nicht, Frau Rosel, daß mich das, was Sie erzählen, überrascht," sagte Heinrich mit heiserer Stimme und aschfarben im Gesicht, aber äußerlich vollkommen ruhig diesen letzten Schlag empfangend. „Ich wußte schon alles."

„Weshalb lassen Sie mich denn dann schwatzen? Aber so sind die Männer! Es macht ihnen Vergnügen, uns solch verfängliche Dinge reden zu hören! Weiter aber werde ich Ihnen dies Vergnügen nicht machen, Herr Farel!"

„Ganz, wie es Ihnen gefällt, Frau Rosel."

„Nein, das Vergnügen mache ich Ihnen nun einmal nicht," fuhr sie in ihrer unversieglichen Schwatzhaftigkeit fort; „und doch möchten Sie's gewiß gern hören! Denn ich glaube nicht, daß Sie alles wissen, sonst, sehen Sie, würden Sie nicht so ruhig sein. Den Kuckuck auch, ich weiß ganz genau selbst, wie weit eine Frau gehen darf, und auch wie weit sie standhaft bleiben kann! Aber es war nach elf Uhr nachts, beim schönsten Mondschein und da —"

„Sie sagten mir, Ihr Mann käme erst abends heim," unterbrach sie Farel und stand auf.

„Vielleicht auch früher. Aber Sie wollten ihn ja erwarten?“

„Leben Sie wohl, Frau Rosel!“

„Es hat ihn doch mitgenommen,“ sagte diese zu sich, als sich Heinrich schnell entfernte. „Aber besser, daß er es erfuhr. Nun wird er eher wissen, was er in Zukunft zu thun hat!“

---

## XXXIII.

Für Farel gab es keine Zukunft mehr. Nach den Enthüllungen dieses Tages erhob sich ein heftiger Kampf in seiner Seele. Sollte er Minna erwarten, um sie mit einer Flut von Vorwürfen zu vernichten oder die letztern der schrecklichern Beredtsamkeit seines frischen Grabes überlassen? Nichts war klar in seinem Geiste. Eine furchtbare Zerstörung hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Von diesem Schlage sollte er nicht mehr genesen.

Seine erste, fast unbewußte Handlung war, ein Pferd zu besteigen, um sich in wildem Jagen aufs Geratewohl auszutoben. Dann dachte er an Gaby, der seit einigen Monaten mit seinem Truppenteil in ein näher der Grenze gelegenes Städtchen versetzt worden war. Heinrich schlug den Weg dorthin ein.

Er traf seinen alten Kameraden auf einem freien Platze vor der Stadt, mitten in militärischen Uebungen begriffen. Gady erkannte ihn und grüßte schon von weitem fröhlich wie immer. Die Militärmusik spielte ihre frischen Weisen und weckte in Heinrich mit verzweifeltem Schmerze das Andenken an die glückliche Zeit, da er noch, wie die Jugend überhaupt, Glauben an die Größe und Herrlichkeit des Ruhmes hatte.

„Wenn es wenigstens noch irgendwo die Gelegenheit zu einem ehrlichen Soldatentod gäbe!“ seufzte er.

In der Stadt erwartete er den Rittmeister in dessen Wohnung. Ein unbestimmtes Bedürfnis drängte ihn, sich an irgend jemand anzuklammern. Es war ihm zu Mute, als ginge sein Lebensschiff unter, und doch hatte er bei dem Rollen und Toben in seinem Kopfe kein klares Bewußtsein davon. Gady entsetzte sich über das Aussehen seines Freundes. Da er sofort die Ursache erriet, teilte er ihm zunächst, ohne eine Frage gethan zu haben, mit, daß die österreichischen Truppen in den nächsten Tagen endlich wieder in ihre Heimat zurückkehren würden.

„Sie müssen mit uns kommen,“ setzte er hinzu.

Farel schüttelte traurig den Kopf.

„Was fesselt Sie denn an dieses Land, in dem selbst die größten Schwärmer nicht mehr an das von

der Revolution versprochene goldene Zeitalter glauben? Turba vilis! Kommen Sie mit uns nach Oesterreich, wo man allerdings nicht auf kürzestem Wege auf ein gallisches Utopien zumarschirt, aber doch ganz gemütlich und gemächlich zwischen Wein und schönen Frauen das Leben genießt. Es gibt noch mehr Frauen in der Welt, Farel!"

„Für mich nicht!"

„Aber was ist Ihnen denn Neues und unvorhergesehen Schlimmes geschehen?"

„Nichts Unvorhergesehenes. Ich mußte es längst erwarten!"

„Weshalb also klagen und sich verzehren! Kommen Sie; die Welt ist groß! Sie sind ja noch jung. Einmal schon dienten Sie mit Glück und Auszeichnung in unsern Reihen; folgen Sie mir, ich kann Ihnen bürgen, denn ich habe einflußreiche Verbindungen, daß ich es zuwege bringe, Sie ohne weiteres als Lieutenant einschieben zu lassen. Ist das auch kein glänzendes Los, so füllt es doch immerhin den Tag aus. Das Leben an sich ist ja kurz; die Tage können uns aber gewaltig lang werden und besonders, wenn man sich unglücklich fühlt. Seien Sie vernünftig, alter Freund, kommen Sie mit uns!"

„Ich kann nicht nochmals von einem Lager ins

andere übergehen, Rittmeister. Da ich mich nun einmal zuletzt für Frankreich geschlagen habe, so bleibe ich auch bei dessen Fahne."

„Nun, wenn Sie es nicht besser wollen! Aber kann ich Ihnen nicht in anderer Weise nützlich sein, mein lieber Farel?"

„In keiner, Gaby. Ich wollte Sie nur bitten, mein Andenken in Ihrem treuen Soldatenherzen freundlich zu bewahren."

„Aber das ist ja sehr traurig, mein armer Freund, daß wir uns unter solchen Umständen trennen sollen, nachdem wir uns so unverhofft wiedergefunden hatten! So schreiben Sie mir wenigstens bald. Nicht wahr, das versprechen Sie mir?"

„Bald!" sagte Heinrich nach kurzem Schweigen mit eigentümlicher Betonung.

---

## XXXIV.

Die dringende Bitte des Rittmeisters, dem Abschiedsfest beizuwohnen, welches die Bürgerschaft den wohlgelittenen abziehenden Siegern gab, schlug Farel ab. Die Nacht war völlig hereingebrochen, als er nach Liebershofen zurückkam. Anstatt nach dem Schlosse zu reiten, klopfte er an die Thüre des Pfarrers Ressel.

Der Pfarrer war nicht wenig erstaunt, Farel zu dieser Stunde bei sich zu sehen.

„Haben Sie gute Nachrichten aus Paris?“ rief er ihm beim Eintritt entgegen und ergoß sich dann, fast ohne die Antwort abzuwarten, in einem Strome von Klagen über die stets wachsende Not und den von neuem eingetretenen Spätwinter.

„Ja, es gibt überall viel Elend,“ sagte Heinrich dumpf, „dem gegenüber eigene Armut doppelt wehe thut! Doch ich erfahre jetzt an mir selbst, daß der größte Jammer des Menschenherzens nicht aus Mangel an Nahrung entspringt.“

„Verzeihen Sie, lieber Herr Farel,“ entgegnete Ressel; „wenn Sie das Elend der Armut so in den Einzelheiten kennen lernen müßten wie ich, würden Sie doch zuzugeben gezwungen sein, daß Ihre eingebildeten seelischen Leiden kaum die Haut reizen, während der Hunger, der aus einem halben Dutzend Kinderkehlen am Elendsbette kranker Eltern schreit, in Herz und Eingeweide dringt und schließlich ersteres zweifellos verschlechtert. Ich versichere Ihnen, eine Kuh in jedem Stalle, ein Schwein im Koben, hinreichend Erdäpfel im Keller und Sonntags ein Huhn im Topfe würden meinen Lehren unter meinen Pfarrkindern ganz merkwürdig zu Hilfe kommen.“

„Das ist, wie alles in der Welt, nur beziehungsweise wahr, Herr Pfarrer. Ich, der ich bei Ihnen nicht aus Not des Leibes Hilfe suche, bin deshalb nicht minder elend als der Familienvater, dem das Brot für seine Kinder fehlt. Verdammen Sie mich im Namen Ihres Amtes, so sehr Sie wollen; aber verschaffen Sie mir durch den Schatz der Gnade, den Sie hienieden verwalten, den Ausweg aus der Hölle, in der ich mich fühle! Retten Sie meine Seele, sollte auch der Körper darüber untergehen müssen!“

„Ich kenne Ihre Leiden sehr gut, Herr Farel. Sie sind nicht schwer zu erraten. Sie gleichen den Schwindsuchtskranken, die an ihr todbringendes Uebel nicht glauben wollen, bis sie das Schmerzenslager nicht mehr verlassen können. Jahre lang habe ich diesen Augenblick vorhergesehen und Ihnen besonders auch vorher gesagt! Bei Zeiten hätten Sie sich strengen Prüfungen unterziehen, das Wort Gottes und seines Dieners nicht verachten, sich nicht vor dem goldenen Kalbe neigen müssen! Der Gott Israels ist eben ein strenger Gott!“

„Freudig wollte ich alle Strafen der Kirche auf mich nehmen, Herr Pfarrer, und verlangte nicht einmal Heilung! Nur Ruhe soll sie mir geben, eine Stunde Ruhe nur an jedem von Ekel und Verzweiflung zur

Ewigkeit ausgedehnten Tage! Was soll ich thun, sagen Sie es mir, Sie müssen es ja wissen, um wieder der Gnade Gottes teilhaftig zu werden, um von neuem an die Unsterblichkeit, die er uns verspricht, zu glauben und mich für sie bereiten zu können? Aber Ruhe zuerst, Ruhe vor allem; noch heute nacht, Herr Pfarrer, verschaffen Sie mir Ruhe, sonst könnte es zu spät sein!“

„Bezwecken Sie mit diesen Worten Gott drohen zu wollen, bester Herr Farel? Der Herr läßt sich von seinem elenden Geschöpfe nicht Gesetze vorschreiben. Klopfet an, so wird euch aufgethan! Demütigen Sie sich im Gebet, und Sie werden die Ruhe wieder finden. Wann? Wie? Kann ich das wissen? Ins Königreich der Himmel zieht man nicht als Eroberer ein, und ich mißtraue nichts mehr als diesen plötzlichen Bekehrungen, die sich in Seelen vollziehen wollen, die wie die Ihrige zu Gefühlsschwelgereien neigen. Das gleicht so ungefähr den seltenen Sonnenblicken, die wir jetzt haben, auf die anstatt des schönen Wetters, das sie zu verkünden scheinen, desto dichter fallender Regen folgt. Mut, Herr Farel, ernster Wille und Beharrlichkeit! Fangen Sie schon heute Abend damit an, dem Teufel und seinen Werken zu entsagen, indem Sie sofort zu Ihrer Frau zurückkehren.“

„Wenn Ihnen, Herr Pfarrer, jemand sagen wollte, Sie sollten Ihre Seligkeit in einem mit Nagelspitzen ausgeschlagenen Kasten finden, so lachten Sie ihm wahrscheinlich ins Gesicht. Das Unmögliche muß man nicht versuchen! Ich fühle, daß mich meine Frau, anstatt mich dem Himmel näher zu bringen, von ihm nur entfernen würde, wie denn auch ich nur einen verderblichen Einfluß auf sie ausüben könnte. Wenn Christus gesagt hat: Vergebet euern Feinden, so meinte er sicher nicht, daß man mit ihnen leben solle, wenn man nichts über sie vermöge, als sie zu erbittern."

„Sie sind wie die Unmündigen, Farel, die die Heilmittel verschmähen, weil sie bitter sind. Was kann ich denn da eigentlich für Sie thun?"

Heinrich hätte ihm antworten können: „Beten für mich und mit mir; an meiner Seite schluchzend knieen, mit dem Weh meines Elends rufen: Erbarme dich seiner, o Herr, denn er ist durchdrungen von seinem Fehl; gib ihm deine lebenspendende Gnade!" Er hätte ihm ferner sagen dürfen: „Oeffne Du, Priester, mir Dein Herz, wie ich Dir das meine erschließe, damit ich auch in Dir menschliche Herzschläge hinter der fleischlichen Hülle erkenne; damit ich wisse, wie Du gleich mir kämpfst und leidest, zu Gott rufst wie ich und das Erbarmen empfängst, das ich suche;

wie auch Du und tausend andere in der Qual lebten und leben und ungeachtet sündiger Jugendschwächen wie der aufrührerischen Vernunft ihrer reifern Jahre dennoch an die Pforte des Himmels gelangen! Laß mich dies alles durch Dich erfahren! Laß Deine Vaterworte mich demütigen, aber auch aufrichten, Deine weise Erfahrung meinen unzureichenden und schwankenden Glauben stärken! Laß mich von Menschenlippen die Sprache der Engel vernehmen! Hier liege ich im Staube; erquicke mich mit dem Manna dieser Lebenswüste! Der Boden ist bereitet; auf, geschickter Ackerer! Zerreiße ihn mit dem unermüdlichen Pfluge, der für die Ewigkeit arbeitet; ich selbst durchirre blind die Wildnisse des Fleisches und vermag keine Furche mehr durch sie für den sichtbaren Himmelsweg zu ziehen."

Aber von dem allem war in diesem Falle nicht die Rede. Sie trennten sich beiderseits unzufrieden; Heinrich darüber, daß er noch einmal ein irdisches Auge nutzlos in seine Qual hatte blicken lassen; der Pfarrer, weil er diesem kranken Schafe seiner Herde gegenüber seine Mittel, es von der Seite der Böcke auf die rechte zu ziehen, unzulänglich fand.

Ehe man einem Jünger der Gottesgelehrtheit das Zeugnis der Reife zum Seelenhirtenamte erteilte, sollte man eben, anstatt ihn vorzugsweise auf die Glaubens-

lehren zu prüfen, ernsthaft untersuchen, ob er in einem warmen, erleuchteten Herzen das Sonnenspektrum auch für die ungewöhnlichen und mit ihren Wurzeln aus den verborgensten Leidenschaftstiefen der Menschennatur aufsteigenden Seelenqualen besitze. Ein solcher würde an Ressels Stelle Farel vielleicht gerettet haben.

---

## XXXV.

In sein Zimmer zurückgekehrt, verbrachte Heinrich eine schreckliche Nacht. Unbeweglich, ohne Gedanken saß er lange und starrte mit dem innern Auge in den Abgrund, der an der Stelle seiner entwürdigten Liebe blieb. Seine Seele gehörte zu denen, welche nur im Strahlenglanze des Ideals durch das Leben schreiten können. Im jahrelangen Kult seiner reinen und hohen Leidenschaft für Minna hatte er das seinige oft in Schmerzen, doch stets stolz und hochherzig getragen. Männer wie Farel wollen trotz augenblicklicher wilder Wünsche niemals, selbst nicht zu ihren eigenen Gunsten, diejenige von dem durch sie errichteten Altare steigen sehen, welche sie schon deshalb mehr noch in den Glanz aller Vollkommenheit und Tugend, als hinfälliger Reize gehüllt auf

ihn erhöhten, weil der Zauber weiblicher Reinheit allein, ihnen selbst vielleicht nicht einmal klar bewußt, der göttliche Lebensodem ihrer Liebe ist. Wie oft auch das „zweite Gesicht“ der Eifersucht Heinrich Sprünge und fallende Steine in den Gewölben seines Heiligtums hatte entdecken lassen wollen, stets wies die Kraft seines großherzigen Vertrauens, das in dem Boden einer edel angelegten Seele unverwüstliche Nahrung findet, dasselbe von sich. Und nun hatte die Stunde einer furchtbaren Entdeckung alles gestürzt. Ein unmündiger Bube durfte die Göttin im Staube sündiger Hingabe vernichten! Am Boden lag da Heinrichs Priestergewand, befleckt und zerrissen für immer, und in der ganzen weiten Welt fand er keine Fäden, keine Farben mehr für ein zweites, keine Kraft in seinen Sehnen für den Wiederaufbau irgend eines Altars. Denn das Dasein besaß für ihn keinen Inhalt mehr, dem er hätte hinfort noch huldigen können oder wollen. Alles aus zwischen Minna und ihm hieß eben: Alles aus im Leben überhaupt! Und fort, weggewischt wie ein nie Dagewesenes mußte sie für ihn sein. Keine Täuschung, keine liebevolle Entschuldigung, keine Vergebung, keine Hoffnung mehr möglich! — Wahnsinnsschauer schüttelten ihn.

Geistesabwesend kramte er in den wenigen An=

denken seines vernichteten Glücks. Einige trockene, kaum noch kenntliche Blumen, die ihm Minna auf ihren gemeinsamen Spaziergängen gepflückt hatte, das Schreiben, welches den sonderbaren Vertrag ihres gegenseitigen reinen und doch in seiner Ungesetzlichkeit verderblichen Verhältnisses enthielt, unbedeutende Briefchen, die er während des Feldzugs der Hunderttage aus Straßburg von ihr erhielt, ein Armband aus ihren schönen braunen Haaren, das er während desselben wie einen Talisman trug und später, da es abgenutzt war, wie ein Heiligtum verwahrte, — das war alles, was er von ihr besaß. Seine Augen irrten durch die Briefe; lange konnte er ihren Sinn nicht fassen. So gab es also doch eine schönere Vergangenheit! Aber auch sie war ja Lüge gewesen! Dennoch küßte er mit Inbrunst die Haare des Armbandes, atmete gierig ihren Duft ein. Dann weg mit allem! Er steckte die Gegenstände in einen Briefumschlag und versah ihn mit der Aufschrift: „An Frau von Wangenheim, nach meinem Tode.“

Wenn auch die Grundlagen seiner Erziehung, welche den freiwilligen Tod verdammte, in ihm noch zu nachhaltig wirkten, um ihm schon in diesem Augenblicke einen bestimmten Entschluß zu erlauben, fühlte er doch unbewußt, daß, da alle sein Leben bewegenden

Federn gebrochen waren, dessen Uhrwerk nicht mehr lange weiter gehen werde. Auf alle Fälle mußte er mit allen Erinnerungen, besonders den Denkmälern der jeden Hintergrundes ledig gewordenen Geschichte seines Herzenslebens ein Ende machen.

Dann suchte er Juliens umfangreichere Briefe hervor. Das Lesen derselben that im wohl. Eine kurze Weile fühlte er dem wilden Kampfe seines Innern Schweigen geboten. Langsam rollten Thränen über seine Wangen. „Dank Dir, reiner Engel," dachte er, „für diesen letzten friedlichen Augenblick, den Du mir gibst!"

Auch die Zeilen Magdalenens fielen ihm beim Durchsehen seiner Briefschaften in die Hände, welche ihm die tödliche Krankheit seines Vaters meldeten. Er verbrannte sie und schrieb an seine Frau:

„Liebershofen, April 1817.

„Vielleicht, liebe Magdalene, komme ich lange nicht in die Schweiz. Unsere Geschäfte hier sind von neuem schlimmer denn je verwickelt. In dem beigeschlossenen Briefe bitte ich meinen Bruder, Dir mein kleines väterliches Erbteil, das er für mich verwaltete und dessen Zinsen Du bisher genossest, nun ganz auszufolgen. Ich wünschte sehr, meine liebe

Magdalene, ich könnte Deine Lage günstiger gestalten. Durch meine hiesige Thätigkeit glaubte ich unser Vermögen vermehren zu können. Leider war dies eine Täuschung. Auch wir täuschten uns, Magdalene, als wir einander heirateten. Wären doch die Folgen dieses Irrtums allein auf mich gefallen! Uebrigens hoffe ich, daß für Dich nichts verloren sei. Du bist jung genug, um noch einen braven Mann zu finden. Wenn Gott, wie ich zu fühlen glaube, mich bald von der Erde nimmt, wirst Du gewiß meinen letzten Wunsch erfüllen, indem Du einen anständigen Landsmann vom Stande Deiner Eltern heiratest, der Dich glücklicher machen wird, als ich es vermochte. Leb wohl, Magdalene. Verzeih mir die bösen Tage, die Du mit mir verlebtest, und erinnere Dich meiner stets freundlich um meines Vaters willen!"

Es schlug vier Uhr, als Farel diesen Brief beendet hatte. Der erste Schein des Tages erschien matt und bleiern am Himmelsrand, gerade wie an dem Morgen, an welchem sein totes Kind, unmittelbar von dem Schmerzenslager, auf dem es an das Licht der Welt getreten war, ohne Bewußtsein der Leiden, die sie birgt, in das nahe, kühle Bett des Kirchhofs getragen wurde. Heinrich erinnerte sich mit peinlicher Genauigkeit jedes kleinsten Umstandes, welcher das

traurige Ereignis begleitet hatte. Das Andenken seines Sohnes veranlaßte ihn, zum Gottesacker hinaufzusteigen. Dort hatte er Frau von Wangenheim zuerst in Liebershofen wiedergesehen, über dieses wüste Totenfeld war er trunken vor Glück mit ihr gegangen; hier wurde das Siegel auf sein Elend gedrückt. Jetzt, an diesem düstern Morgen besaß er hier das einzige, was ihm auf der Welt noch gehörte — ein verfallenes Grab! Er kniete zwischen den Hügeln Lillis und seines Knaben nieder.

„Verzeih mir, Ewiger, an den ich glaube, ob auch sonst alles Lüge und Nebel ist," murmelte er, „wenn die schwere Last meines Lebens mich veranlassen sollte, die Ruhe dieser Schläfer früher aufzusuchen, als du mich zu rufen für gut findest!"

---

## XXXVI.

Ermattet heimgekehrt schlief Farel nach den schweren Kämpfen der Nacht noch fest, als Herr von Wangenheim mit einem Briefe in der Hand in sein Zimmer trat.

„Ich komme Sie zu fragen, Farel," begann er im trockensten Geschäftstone, „ob Sie diese Art zu leben noch weiter fortzuführen gedenken? Sie müssen

nun zu einer endgiltigen Entscheidung kommen! Mein Neffe Otto schreibt mir, daß er bereit sei, auf meinen Vorschlag, ins Geschäft eintreten zu wollen, einzugehen. Wollen oder können Sie somit nicht, wie ich Ihnen bereits anbot, als mein Angestellter bei mir arbeiten, so ist in Otto bereits ein solcher gefunden."

„In ihm?" sagte Heinrich verächtlich.

„Ja, in ihm. Er verkauft seine Sachwalterstube, weil er keine Kunden mehr hat, und mit dem Erlös zahlt er seine Schulden."

„Der Bedauernswerte!" rief Heinrich mit bezeichnendem Blick auf Wangenheim.

„Weshalb sind Sie denn auf einmal so mitleidig gegen ihn gesonnen?"

„Weil er so tief gesunken ist, daß er Ihrer bedarf!"

„Ja, das ist nun einmal nicht anders, Farel. Er kann noch froh sein, daß ich mich seiner annehme. Wenn man's großartig treibt wie er, gelangt man meist zu solchem Ende."

„Allerdings dürfen Sie dabei die von Ihnen gemachten christlichen Anstrengungen nicht aus den Augen lassen, die Leute, besonders die, deren Angelegenheiten in seinen Händen lagen, über seine Rechtlichkeit aufzuklären! Ich dächte, Herr von Wangenheim, zwei

Spitzbuben, die lange genug unter einer Decke spielten, sollten wenigstens nicht über einander aus der Schule plaudern."

„Ich, der ich sein Glück machte," entgegnete Wangenheim unbeirrt, „hatte auch das Recht, es zu zerstören, wenn es mir paßte. Aber das bringt uns von unserm Gegenstande ab. Wollen Sie Ihre Einbildungskraft gefälligst ein wenig im Zügel halten und mir rundweg sagen, was Sie zu thun gedenken?"

„Das werden Sie eine Stunde nach der Ankunft der Frau von Wangenheim erfahren."

„Sie wird uns sicher keine andere Entscheidung bringen. Hören Sie, was sie mir in ihrem Briefe vom 27. April schreibt: ‚Mein teurer Freund! — in diesem Falle bin ich das nämlich, Herr Farel — Ich erfuhr hier die von Herrn Marselle getroffene neue Entscheidung und gestehe Dir offen, daß ich sie rückgängig zu machen versuchte. Denn unmöglich kann ich glauben, daß es Dein Ernst sei, Farel in eine so peinliche Abhängigkeit bringen zu wollen.'" — „Sie ist wirklich naiv wie immer," unterbrach sich Wangenheim. — „Peinlich für uns alle! Ich werde daher nicht aufhören, hier auf eine Aenderung des Standes der Dinge hinzuwirken. Noch sprach ich Herrn Alfred nicht. Ich rechne jedoch darauf, ihn heute allein zu

sehen und ihn zur Einwirkung auf seine Eltern in meinem Sinne zu bewegen. Du wirst wohl selbst begreifen, wie unerträglich unsere Häuslichkeit sich gestalten würde, wenn wir alle Tage Farel, den wir in diese unangenehme Lage versetzten, mit seiner allerdings gerechten ewigen Unzufriedenheit vor Augen haben müßten. Mögt ihr euch beide in die Machtvollkommenheit teilen, das ist gerecht; aber ich kann nicht zugeben, daß einer dem andern untergeordnet sei. Ich reise ab, sobald ich Herrn Marselles endgiltigen Entschluß vernommen habe. Bis zu meiner Rückkehr erinnere ich Dich an Deine Verpflichtungen gegen Farel und hoffe, daß ich zu Hause nichts verändert antreffe."

Dieses Schreiben, das sowohl die Gefühle der Frau von Wangenheim ihm gegenüber, wie die Sachlage selbst mit trauriger Klarheit zeichnete und zugleich die Fortsetzung der für Heinrich tief ekelerregenden Beziehungen zwischen Minna und Alfred durchleuchten zu lassen schien, war der Tropfen, welcher den Kelch für ihn überfließen machte.

„Nach diesem Briefe," sagte er mit erzwungener Ruhe, „werden Sie selbst begreifen, daß ich wohl das Recht habe, meine Entscheidung bis zur Rückkehr der Frau von Wangenheim aufzuschieben. Ich sehe

noch einen Brief in Ihrer Hand; ist der vielleicht für mich selbst bestimmt?"

„Ja, Herr Farel, ein schwarz gesiegelter," sagte Wangenheim bezeichnend.

Er war von der Hand Lauras und enthielt die Nachricht von dem Tode, vielmehr dem milden Verlöschen Juliens.

Damit zerriß das letzte Band zwischen Heinrich und dem Leben. Er schrieb noch ein Abschiedswort an den Rittmeister Gady und hatte damit seine Pflichten hienieden erfüllt.

---

## XXXVII.

Die Sonne war dem Untergang nahe, als Farel in einiger Entfernung oberhalb des Kanals, welcher das Wasser des Flusses mit größerer Gewalt dem Motor zutrieb, einen dort angebundenen Nachen bestieg, ihn loslöste und langsam stromaufwärts ruderte. Der Abend war kalt und der vollkommen klare Himmel verhieß schönes Wetter für den folgenden Tag. Ein leiser Luftzug aus Osten wiegte sanft das Schilf des Ufers. Der ungleiche Ruderschlag Heinrichs unterbrach wie ein Mißklang diese Abendstille. Farels Gedanken folgten der hinter den Bergen untertauchenden Sonne,

und als ihr letzter Strahl verschwand, rief er laut: „Leb' wohl!" Galt es dem segnenden Tagesgestirn oder der Frau, die ihn fern in der trügerischen Hauptstadt von neuem opferte? Er war sich dessen selbst wohl nicht mehr klar bewußt. So kam er an die Stelle des Flusses, wo er vor fast Jahresfrist das von Minna empfangene goldene Kreuz verloren hatte.

„Dort werde ich hinabsinken!" sagte er zu sich.

Die Strömung, welche an dieser Stelle eine Biegung des Ufers überwinden mußte, hatte hier das Bett des Flusses stark vertieft. Heinrich glaubte sich durch seinen unerschütterlichen Entschluß, mit sich selbst ein Ende zu machen, gegen etwaige unwillkürliche Lebensregungen gesichert, denen seine Eigenschaft als tüchtiger Schwimmer hätte Vorschub leisten können. Dennoch fesselte er, so gut er konnte, seine Füße mit dem Strick, an welchem der Nachen befestigt gewesen war, und band mit Zuhilfenahme der Zähne seine Hände mit dem Taschentuche Minnas zusammen, das er am zweiten Abend nach seiner Ankunft in Liebershofen, von ihren Thränen durchnäßt, gefunden hatte.

Da er in der Ferne auf der Wiese Menschen vorübergehen hörte, setzte er sich einen Augenblick im Nachen nieder. Still und einsam wollte er sterben; selbst der Laut eines Schusses wäre ihm widrig

gewesen. Als ringsum wieder alles still geworden war, brachte er mühsam die Füße über den Rand des Kahnes und ließ sich wie einen toten Körper steif und unbeweglich hinabsinken. So ging er anfangs gerade auf den Grund, ohne andere Empfindung als das lebhafte Sausen des Blutandranges im Kopfe. Aber kaum hatte er die schlammigen, langen Strähne der Wasserpflanzen berührt, welche das Bett des Flusses zum Teil füllten, als das unwillkürliche Bedürfnis nach Luft über ihn Herr ward. Krampfhaft zerriß er das leichte Tuch, welches seine Hände nur mangelhaft fesselte und packte die zähen Kräuter, im halben Bewußtsein, daß er dem ersten Aufsteigen seines Körpers nicht Folge leisten dürfe. Im heftigen Kampfe des tierischen Lebenstriebes mit dem selbstgewollten Tode berührte er in dem Gewirr einen metallenen Gegenstand. Es war das Kreuz; deutlich fühlte er es. Ein mächtiges Gefühl, ein unwiderstehlicher Drang erfaßt ihn. Er läßt die Pflanzen los, steigt, indem er das Kreuz umklammert, streift mit heftigem Stoße die Fessel von seinen Füßen, schwimmt und sieht noch einmal das Licht. Doch ist es nur der Schein der Dämmerung; die Nacht sinkt nieder. Ohne daß er weiß, wie es geschehen ist, sitzt er wieder im Nachen. Scham und Verzweiflung fassen

ihn mit doppelter Gewalt. Unbeachtet entfällt das Kreuz seiner Hand.

„Elender Feigling, der ich bin! Ich verdiene das Leben mit seiner Qual! Darf ich wagen, mich der Erde wieder zu zeigen, die ich verlassen wollte? Sie müßte mich ausstoßen als den erbärmlichsten ihrer Söhne! Nein, so war es nicht gemeint! Ich werde zu sterben wissen!"

Langsam trieb der Nachen abwärts. Heinrich blickte, während seine Zähne unter der Einwirkung der eisigen Nässe an einander schlugen, finstern und trockenen Auges vom Himmel, dessen blitzende Sterne für ihn keine verständliche Sprache mehr hatten, nach dem Schlosse hinüber. Da glaubte er Licht in Minnas Zimmer zu bemerken. Ein letzter, wilder Kampf erhob sich in seiner Seele. Wenn sie zurückgekehrt war, wenn er sie noch einmal zu sehen, noch einmal zu ihren Füßen zu stammeln vermöchte, daß es des Todes bedürfe, um sie aus seiner Seele zu reißen! — Aber nur sekundenlang stürmte noch der alte Mensch in ihm. Dann war auch das vorüber.

Jetzt stieß der Kahn an die Balken der Schleuse. Einige Bretter waren hier als Brücke unmittelbar oberhalb des Motors der Fabrik quer über den Kanal gelegt, dessen Wasser von da mit rasender

Macht hinunterstürzte, und den Rädern den Stoß zum gewaltigen Umschwung gab. Durch sie in Millionen Teilchen zerstäubt, erschien es dann wieder unterhalb derselben, weiß von Schaum, tosend, sich in Wirbeln um sich selbst drehend und seine Wellen an den gemauerten Wänden, welche es noch etwa zwanzig Schritte von beiden Seiten einschlossen, hoch hinauf werfend. Dieser letzten Einschränkung entronnen, wirbelte es dann wohl noch und jagte seine Wellen mit der Schnelligkeit eines Pfeiles vorwärts, bis es endlich wieder, langsamer fließend, in breiterm Bette die Wiesen und Obstgärten seiner Ufer bespülte.

Mit dem Sturz von der Höhe der Schleuse wollte Heinrich jede weitere Möglichkeit des Wiederauftauchens aufheben. Er verließ den Nachen und erklomm die schwankenden Planken. Noch einmal schaute er um sich. Weit und breit keine Seele! Er setzte sich auf die unsichere Brücke und ließ seine Füße in die heftige Strömung hinab, die ihn sofort mit sich riß. Seine Arme sanken, die Muskeln ließen nach. Einen Augenblick erschien sein Kopf wie schlafend auf dem Wasser. So glitt, fiel, tauchte er, berührte das Rad und war nur mehr ein wirres Durcheinander von Gliedern, Fleisch- und Kleiderfetzen, das der Fluß unten bei den Wiesen ans Ufer warf.

Etwa eine Viertelstunde früher war Frau von Wangenheim heimgekehrt. Noch hatte sie keinen Entschluß über die Art ihres künftigen Benehmens Farel gegenüber gefaßt. Eine Ahnung sagte ihr, daß er sie in irgend einer Weise fliehen werde. Als er ihr nicht auf der Treppe entgegen kam, glaubte sie fast mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß er nach der Schweiz abgereist sei. Da sie jedoch hörte, Herr Farel habe das Schloß nicht verlassen, vor einer halben Stunde sei er noch in seinem Zimmer gesehen worden, ging sie, von unbestimmter Sorge getrieben, dahin. Auf dem Schreibtisch lag der für sie bestimmte Brief. Sie öffnete ihn und stürzte bewußtlos zusammen.

Farel wurde zwischen seinem Kinde und Lilli in die Erde gebettet.

Herr von Wangenheim leitete die Fabrik noch lange Jahre mit gutem Erfolge und erfreute sich eines rüstigen hohen Alters.

Ende.